Auswahl
kleiner
Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

Fünftes Bändchen.

Inhalt:

Die Walpurgisnacht, von H. Zschokke.
Lottchens Reise nach Amerika.
Das Loch im Aermel, von H. Zschokke.
Abentheuer eines Schnupftuches, von A. v. Kotzebue.
Gedichte von Karl Graß, Wyß und Burckhardt.

Aarau 1813
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auswahl
kleiner
Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

Fünftes Bändchen.

Inhalt:

Die Walpurgisnacht, von H. Zschokke.
Lottchens Reise nach Amerika.
Das Loch im Aermel, von H. Zschokke.
Abentheuer eines Schnupftuches, von A. v. Kotzebue.
Gedichte von Karl Graß, Wyß und Burckhardt.

Aarau 1813
bei H. R. Sauerländer.

Fragment

aus einem

rhapsodischen Gedicht in 12 kurzen Gesängen

betitelt:

Die Sonnenkönigin

oder

die alte Sage vom Prinzen Johannes.

Von

Karl Graß.

Zweiter Jahrgang.

Vorläufige Anmerkung.

Woher ein altes deutsches Mährchen, das dem Verfasser des ebengenannten — vor vier Jahren angefangenen, nun vollendeten Gedichtes — den Stoff zu letzterm gab, seinen Ursprung habe? auf welche alte Uebertragung aus fernen Zeiten und Gegenden es sich beziehe? läßt sich schwerlich angeben, da in dem Mährchen selbst nur allgemein Bildliches, nichts auf etwas Individuelles oder Geschichtliches hindeutende vorkommt, ausser dem Namen.

Unfehlbar hat eine Verwechselung mit dem vielgenannten, aber auch nirgends erweislichen König und Priester Johannes, Veranlassung zu dem Mährchen vom Prinzen Johannes gegeben, und zwar so, daß sich an den geweihten Klang des alten Namens in irgend einem Gemüthe, dem die alte Sage nur dunkel vordämmerte, neue, oder doch von den ur-

sprünglichen Bildern und Tönen, die mit jenem Namen verbunden waren, verschiedene Klänge reihten. Fanden diese im Gemüth des Hörenden und Nacherzählenden ihre Beurkundung, so lebte die neue Umbildung lebendig fort, und wirkte wie der Geist aller alten Sagen. Ihn selbst erblickt man nirgends, aber die Seele empfindet ihn, wenn ihre zärtern Saiten bewegt werden durch Einzellaute, Sylben und Töne, ohne daß sie weiß, wie es geschieht.

So wirkte das Mährchen vom Prinzen Johannes auf den Verfasser des Gedichts, als er jenes im Norden in seiner frühesten Kindheit vernahm, von einer alten deutschen Kinderfrau, von der er gar nichts weiter weiß, als daß sie Mari genannt wurde, und ihm wegen des Geistes der Sage, der in ihr lebte, vor allen theuer war. Nie kann er jene frühesten und seligsten Empfindungen vergessen, die in seiner Seele erwachten mit unbeschreiblichen Farben und mehr als südlicher Glut und Klarheit, wenn Mari sich erbitten ließ — denn die Freude, dies Mährchen zu hören, war immer neu — und wieder von dem Prinzen Johannes zu erzählen anfing, von seinem Wandeln in Sehnen

und Wehmuth; dann von seinem Flug mit der Erscheinung, von der rothen Burg, und von den vielen das Herz bewegenden Prüfungen des Prinzen Johannes, bis ihm der einzigste Anblick der schönen Sonnenprinzessin gewährt wurde. — Das Beseligende jenes ersten kindlichen Anschauens und Glaubens, jenes ersten ungetheilten, in dem vorgehaltenen Bilde gleichsam verschwundenen Empfindens läßt sich nicht ausdrücken.

Auf eine eigene Weise wurde der Verfasser im Jahr 1808 in der einsamen Kirche des Klosters Pallazzuola durch frische Blumen, die den Altar schmückten, an das theure Mährchen aus den Kinderjahren erinnert. Es stand plötzlich mit allen Glutfarben beseligender Erinnerung vor ihm, und er schrieb, gleichsam als Akkordgriffe, um den innern Klang der Seele zu erforschen, folgende Worte nieder:

„O könnt' ich im Morgenroth wohnen!
Das rothe Gebirge erfliegen,
Wo die goldrosigten Mohnen
Am endlosen Abgrunde wiegen.“

Mit diesen Worten war ihm die Weihe zu einer Arbeit gegeben, an die er nie vorher gedacht hatte.

So entblühte obgenanntes Gedicht in Liebe und aus Liebe, wie es in ausdaurender Liebe vollendet wurde, und wenn es so zu irgend einem Herzen spricht und irgend eines Herzens Wiederklang erweckt: dann würde dem, der es schrieb, ein süßer heiliger Lohn für die nachfolgende lange Mühe der Ausrundung des Ganzen, und dann liegt unfehlbar poetisches Empfinden darin, das ihm eigen war.

Da jenes Mährchen es war, was ihn zuerst an deutsche Sprache, deutsches Empfinden und deutsche Gemüthlichkeit band, so ist sein höchster Wunsch dieser: daß er, wie gering auch seine Kraft sei, etwas zu Stande gebracht haben möchte, was er seinem eigentlichen deutschen Vaterlande — nachdem er seiner Heimath ein Fremdling geworden — darbringen und weihen dürfe, um nicht unwerth dessen Freundschaft zu sein.

Das ganze Gedicht wird ohne Zweifel in diesem Jahr erscheinen, nebst einer trefflichen Komposition von Herrn Küster, königlichen Kapellmeister zu Stockholm, zu einem im eilften Gesang vorkommenden Liede, genannt: „Die drei heiligen Quellen.“

Um dieser Anmerkung willen, an welcher dem Verfasser lag, wollte er die nachstehenden drei Gesänge, nämlich den zweiten, dritten und vierten, seinen Freunden vorläufig bekannt machen, um ihnen eine Idee von der Art der Ausführung zu geben, und um zu verhüten, daß sie nicht mehr erwarten, als er zu leisten im Stande war.

Von der Aufnahme dieses Gedichts wird es abhängen, ob er seine auf dieses Gedicht folgenden, ebenfalls in jenem seinem poetischen Jahr entworfenen Gedichte von ähnlichem Umfang, bekannt machen wird, unter dem Titel: „Hieroglyphen."

Rom, den 1 März 1812.

Die Sonnenkönigin, oder die alte Sage vom Prinzen Johannes.

Zweiter Gesang.

O goldne Zeit! da in des Menschen Leben
Ein glücklichs Etwas hellern Muth ihm weckt,
Da fortgedrängt zu hohem Willensstreben
Sich ihm in Liebe Himmlisches entdeckt;

Da Bilder seine Brust wie Meeresfluth bewegen,
Da Ahnungen ihn an die Sterne reih'n,
Indessen Einfalt ihm ertheilt des Himmels Segen,
Und ihm das Glück bewahrt, bei Kraft ein Kind zu sein.

****

Zu neuem Leben fühlt der Fremdling sich erwacht,
Und jedes Bangen ist hinweggenommen;
Der Morgenröthe göttlichs Kommen
Verkündet ihm des Lichtes göttlich-hohe Macht.

Und immer schön'res Frühroth sieht er schweben,
Und immer hell're Strahlenkreise beben,
Und immer weiter flieht die Nacht,
Bis in des Raumes Tiefen überirdisch mild
Entstrahlt der Sonne heiligs Bild!

Wie ists ihm! da er dieses Bild erblickt,
Und alles vor'ge Sehnen seiner Seele ruht!
Jedoch aus dem, was ihn zuvor beglückt,
Erweckt sich eines neuen Sehnens Glut;

Unendliches wird seine Brust geweitet,
Da eine neue Welt sich vor ihm dehnt und breitet.

Es wallen Ströme hin zu endlos-fernen Höhn;
Die Schatten tiefgesenkter Thäler lauschen;
Gewalt'ger Haine Wipfelkronen wehn;
Krystallne Bäche fliehn — ihr Rauschen
Erweckt dem Fels des Wiederhalls Getön —
Es fliegen Adler auf, die sich zur Sonne schwingen,
Und Silberfunken glühn, und goldne Fische springen
Aus dunkeln, glanzumwallten Spiegelseen;
Hoch wird sein Geist entzückt von immer neuen Dingen,
Doch Höheres ist ihm in tiefer Brust ersehn.

Es sehnt sein Herz mit immer stärkerm Triebe
Nach Etwas, das sein Auge nirgends sieht,
Nach Etwas, das zu namenloser Liebe
Ihn zaubrisch in die tiefe Ferne zieht,

Und ob auf jedem Schritt ihm Reizendes erscheine,
Was seiner Seele gnügt, kommt aus des Lichtes Scheine.

Vergebens locken süße Töne
Und wunderreiche Blumen ihn,
Vergebens sucht mit Wechselfarben Schöne
Ihn glänzend Schimmerndes von seinem Weg zu ziehn:
Getreu dem heil'gen Trieb, dem er sich weihte,
Erkennt er seines Laufes Pfad,
Als ginge ihm mit treuem Rath
Der Greis, der ihm erschien, an seiner Seite.

Nichts Irdisches beschwert des Jünglings Wanderschaft;
Es giebt sich ihm auf zaubergleiche Weise
Im Blumenthau, im Schimmer stets erneute Kraft,
Und immer weiter gehet seine Reise;
Und immer kindlicher mit immer treuerm Sinn
Blickt er zu jenem Bild, das liebend ihn begleitet,

Als winkte liebend ihm des Lichtes
Herrscherin,
Als würd' er von dem Licht zum Quell
des Lichts geleitet.

Ein langer Weg ist so dem Pilgernden ver-
schwunden,
Als einst, nach heissen Tagesstunden,
Vor ihm sich weite goldne Fläche dehnt;
Ihm ists, als hätt' er nun das Ziel gefunden,
Nach welchem seine Seele sehnt,
Er sieht der Sonne Bild in einem Spiegel glänzen,
In welchem ruht des ganzen Himmels Schein,
Ein rosenfarbner Palast scheint herabzu-
sinken,
Verherrlicht in des Glanzes Wiederschein.

Und immer schönern Glanz sieht er zerrinnen;
Von heil'gem Ahnungsschauer wird sein Herz
durchbebt,
Als soll ihm nun des Glückes hohe Bahn beginnen,
Die ihn dem Schattenland enthebt.
Er eilt mit raschem Flug, doch schneller ist ent-
flogen,
Was nur mit fernem Reiz erweckte seinen Muth,

Zu seinen Füßen bricht in langestreckten Wogen
Mit schaurigem Getös des Meeres dunkle
Fluth.

Dritter Gesang.

Verarmt steht plötzlich nun auf armer Erden-
stelle,
Der liebend in die Himmel sich gewagt;
Auch selbst der Täuschung Spur ist jetzo ihm ver-
sagt,
An strenger Grenze bricht das Tosen jeder
Welle.

Dahin sind seine Freuden alle,
Seit fern an heil'ger Trümmerhalle
Die holde Wunderwelt zu ihm hernieder sank.
Des Wahnes Silberbäche sind verronnen,
Des Traumes Kranz verblüht, der seine
Stirn umschlang!
Und was hat er an dessen Statt gewonnen?
Ein täuschend helles Bild, das stets
von ihm sich kehrt,
Ein nichtig schimmernd Kleid, und ein
verwundend Schwert.

Von innerm Gram wird ihm der Muth verzehrt,
Und mit der Sehnsucht eines Kranken nährt
Er still in sich den Wunsch zurückzukehren;
Entsagend jedem andern Begehren,
Zu suchen seine frühste Welt;
Doch neben dieses Sehnen stellt
Sich Furcht. Das unvergessene Erscheinen
Des Greises schwebt ihm vor dem Sinn,
Und wie ein Kind, mit heissem Weinen
Der schönen Augen, sinkt er ans Gestade hin.

Indem er weinend seinen Schmerz sich stillt,
Wird wie von einer Zauberbinde
Ihm unvermerkt der Augen Licht umhüllt,
Und gleich wie Mutterlispeln tönt zu einem Kinde,
Ertönt zu ihm in wundersamem Ton
Die Frage: „Warum weinest du mein Sohn?“
So hat noch nichts sein Herz getroffen
Wie dieser Ton. Sanft hebt sich seine Brust;
Als läg' ihm neuer Himmel offen,
Ergreift ihn Seligkeit und neues Hoffen,
Und neue Lieb' in nie empfundner Lust.

„Was weinest du mein Sohn?“ ach, diese Frage
Hat seiner Sehnsucht Tiefen liebevoll erreicht,
Ihm ist's, als hätte sich nach langem Prüfungstage
Der Sonne Bild zu ihm herab geneigt.
Er fühlt beglückt sich durch des Wesens Nähe,
Das jene Worte zu ihm sprach;
Ihm ist's, als ob die Welt in Wonne ihm vergehe,
Als ob das fernste Licht sich seinen Augen brach.

„Was bist du Bild des Lichts? Sahn dich der Kindheit Hallen?“
So forscht der Jüngling lieberfüllt,
Indem nun Sprache seiner glühnden Lipp' entquillt:
„Bist du der goldnen Blume schön'res Bild?
Entstiegst du, wo ein endlos Wallen
Die rosenfarbne Glut umhüllt?
Bist du die Himmlische, die mich der Nacht entzogen?
O nimm die Hülle von den Augen mir!
Denn unermeßlich zieht mich Lieb' zu dir,

Als hätt' ich, was mein Sehnen je gestillt,
Aus dir wie Blumenthau gesogen,
Als ging aus dir mein ganzes Sein hervor."

Und sanft tönt heil'ge Stimme in sein Ohr:
„Es würden deine Augen dir erblinden,
Verborgen bleibe dir, was nur, bist du es werth,
Sich dir enthüllen kann. Vertraue dem Empfinden,
Das kindlich reine Liebe dich gelehrt;
Dein hohes Loos will ich dir jetzt verkünden."

„Du wirst mit mir der Erd' entfliegen,
Zu Lüften, die ein ew'ger Morgen tränkt,
Und an dem Ziel, wohin die Reise lenkt,
Erwartet dich ein selg'res Vergnügen,
Als alle Lust gewährt, die sich dem Maas beschränkt."

„Nicht forsche: wer ich sei? was mich zu dir gesandt?
Sei wie ein Kind an seiner Mutter Hand,
Und nenne Mutter mich, daß du mich besser kennest,

Und daß du künftig dich dem Fragenden auch nennest,
Sei jetzt dein eigner Name dir bekannt."

„Du heißest Prinz Johannes. Vieles liegt dir ob,
Willst du der Räthsel Lösung einst vernehmen,
Worin sich dein Geschick verwob;
Dein harret Glückes Heil, dir drohet ewigs Grämen,
Dir winkt der Palast ew'gen Lichts,
Und alles, was dir Lieb' und Sehnsucht weihten;
Doch wie dein Alles ist, ist dein auch Nichts,
Kannst du die Stimmen, die dich leiten,
Wie deinen Weg und deine Pflicht,
In stiller Weihung deiner Brust nicht deuten."

Und während so die Stimme mit ihm spricht,
Erhebt sich, wie wenn tief Orkane sausen,
Ein Wirbelsturm, und eine Wolke schwillt;
Hoch fliegt sie in die Luft, des Abgrunds Fluthen brausen,
Da fühlt der Glückliche die Augen neu enthüllt!

In einer neuen Kindheit — ohne Bild
Des Vorigen — mit höhern Wonn'gefühlen
Ist er erwacht, und rein're Lebenslüfte kühlen
Die Glut, die seinen Busen füllt.

Vierter Gesang.

Gleichwie auf ausgespannten Flügel,
Geleitet durch des innern Triebes Zug,
Zu kühner Reise weitem Flug,
Verlassend seiner Heimath Hügel,
Des Palmenwaldes schöner Flüchtling schwingt,
Und während er die hohe Luft durchdringt,
Hochschwebend über tiefe Wasserspiegel
Im Aether neue Kräfte trinkt,
Und atzungslos sich dennoch neu verjüngt:
So schwebte durch den unermeßnen Raum
Der Jüngling, wie zu neuem Leben,
Und zwischen Wirklichkeit und goldnem
Traum
War ihm ein wundervolles Sein gegeben.

Und liebend forscht, damit er klarer sehe
Und tiefer seines Innern Sinn verstehe,
Die Stimme ihn, voll süßer Einklangsruh,

Als schwebten vor ihm nieder Mutterblicke:
„Sprich, Prinz Johannes, was erblickest du?"
Tiefstaunend sahn hinab des Jünglings Blicke,
Ein unabsehbars Dunkel schwebt ihm vor.
„Ich sehe", ruft er, „tief ein mattes Glänzen
An eines schwarzen Landes Grenzen,
Und schauerlich giehrt's aus der Nacht empor,
Als saus'ten ferne Wälder an mein Ohr;
Doch nichts kann hell mein Aug' erkennen."
Da spricht die Stimme: „Jenes dunkle Land,
Von dem wir jetzt im hohen Fluge trennen,
Vergiß es nicht, es war dein frühstes Kindheits-
land."

Und weiter ging, gleich wie im Traum,
Dahin im niedurchschifften Raum
In maaslos schneller Eil der Flug,
Als wieder ihn die Stimme frug
Mit jenem Ton voll süßer Einklangsruh:
„Sprich, Prinz Johannes, was erblickest du?"

Der Jüngling schlug empor die Blicke,
Und schauerte vor heil'gem Graun
In niegeseh'nen Glanz hineinzuschaun.
„Ich sehe", ruft er, „eine Brücke,

Die endlos sich durch blaue Ströme legt
Und zahllos Silberringe trägt.
Es baden Flammen sich in weißen Glanzes Schimmer,
Und alles, was ich sah, wird wunderbar bewegt.
Es strömet seltsam Licht aus Licht,
Und alles Licht versinkt in blinkendes Geflimmer,
Und immer neu entströmt aus neuen Quellen Licht,
Doch meines Herzens Sonne seh ich nicht;
Ich bebe vor dem kalten Scheinen,
Und vor dem grenzenlosen Uebermaas
Vergeht mein Aug' — o meine Mutter! laß
mich meinen Schmerz an deinen Augen weinen."
Und wie ein Rosenfinger rührte was,
Wie wenn des Abends Strahlen sanft zerfliessen,
An seine Augenwimper, und es schliessen
Die schönen Augen sich wie Kindesaugen zu.

Und immer weiter geht, gleich wie im Traum,
der hohe Flug im niedurchschifften Raum,
Da weckt ihn wiederum der Ton voll Einklangsruh,
Als schwebten zu ihm nieder Mutterblicke:
„Sprich, Prinz Johannes, was erblickest du?„
Der Jüngling sah mit stummem Blicke,
Als flohen Worte ihn, als blieb er athemlos;

Und als aus tiefer Brust zurücke
Der Laut ihm wieder kehrt, sprach er die Worte blos:
„Ich seh ein rothes Schloß.“
Umfangen hält ihn stilles tiefes Sinnen;
Da hebt mit rosenrothen Zinnen
Sich eine Burg aus rother Morgenglut,
Und plötzlich strömt des reinsten Goldes Fluth
Rings um die hohen glanzumwallten Spitzen;
Und, o des Wonnmoments! das theure Sonnenbild,
Dem seine Brust in ew'gem Sehnen schwillt,
Sieht er dem goldnen Schloß entblitzen.
„O meine Mutter! führst du dort mich hin,
Wo flammen jene Flammenkreise?
Ist dort das Schloß der Sonnenkönigin?“

Und immer unsichtbar sprach so die Führerin:
„Bald sind wir nun an unsers Zieles Stelle.
Dort in des goldnen Lichtes Helle
Wird nie es Nacht. Das Schloß bewohnt
Die Ueberhimmlische, die deiner Brust erschienen.
Nichts gleichet ihrer Huld; viel heil'ge Jungfraun dienen
Der hohen Herrlichen, die ew'gem Glanze thront,

Und huldvoll, weißt du solches zu verdienen,
Mit namenlosem Glück dir jenes Sehnen lohnt,
Worin dich Liebe näher ihr gebracht.
Erfasse tief dein Loos! hab' jeder Warnung Acht!
So weit die Reise ging, die wir gemacht,
So braucht es doch nur eines Augenblickes
Um von der Höhe deines Glückes
Zurückzustürzen ew'ger Nacht.
Jetzt laß ich dich allein; mich trägt ein Flügel,
Dem du nicht folgen kannst, doch nimm von mir
Dein Glück in diesem unschätzbaren Demantspiegel,
Nur scheu die Ungeduld und flieh die Neubegier.
Er nimmt hinweg der Trennung schwarze Riegel,
Und öffnet tiefverschloßne Thore dir;
Doch ging die reine Leidenschaft
In deiner Brust durch eine Schuld verloren,
So ist dahin des Spiegels Kraft.
Dein Unglück wie dein Glück wird deiner Brust erkoren.

So sprach, die liebend Mutter sich genannt,
Die nur in süßem Laut der Jüngling hat gekannt.

Wie Harfenton hat sich ihr letzter Laut ergossen,
Und wie ein zarter Hauch ist schnell zerflossen
Der Wolke rosigtes Gewand.
Nie schlug so wunderbar in seltsamen Gemischen
Von Lust und Schmerz, von Furcht und kindlichem Vertraun
Des Fremdlings Brust. Er fühlt ein heiligs Graun,
Indem er zwischen flimmernden Gebüschen
Auf Felsen sinkt, die weiten Fernen schaun.

Die Walpurgisnacht.

Der Versucher.

Ich befand mich in Geschäften zu Prag. Es war im April. So manche angenehme Zerstreuung es da auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrükken, wo mein liebes junges Weibchen seit sieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unserm Hochzeitstag waren wir noch nie so lange getrennt gewesen. Freilich meine Fanny schickte mir regelmäßig alle Wochen ihr Briefchen zu; aber diese Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren nur Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen weit ostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges, blondköpfiges, braunaugiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe selbst, nun umspielt von zwei blühenden schönen Kindern, wie von Liebesgöttern; wer in solch ein holdes Wesen

nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal mehr verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend meinem Gott, als die Geschäfte endlich glücklich abgethan waren. Ich lief bei den wenigen Bekannten und Freunden umher, nahm Abschied, und sagte dem Wirth, er solle mir die Rechnung geben. Andern Tags wollte ich mit der fahrenden Post fort.

Am Reisemorgen kam der Wirth, gehorsamst aufzuwarten, mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte nicht baar Geld genug zur Tilgung meiner Schuld und für die Ausgaben unterwegs. Da wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl; denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darinn, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die ganze Stube umkehrte — die Brieftasche war verschwunden.

„Dacht ichs doch!“ sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch nur einen Augenblick einmal seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm

Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts recht freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es zu oft schon erfahren."

Ich erneuerte meine Untersuchungen. Entweder war die Brieftasche gestolen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher, noch des Mittags in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Ueberrocks beständig bei mir zu tragen. Auch waren Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Ich erinnerte mich dessen deutlich. Wie nun meine theure Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde eben nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher gesehen hatte, und mir damals wie der Teufel selbst vorgekommen war. Es überlief mich ein kalter Schauder. Und doch

war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er so aussähe, und wenn er's wäre, jetzt wäre er mir ganz willkommen; schaffte er mir nur die Brieftasche wieder.“

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!“ dachte ich: „der Versucher wird doch aus meinem Spaß nicht Ernst machen wollen? Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte nun in der That, der werde es sein.

Und siehe — wunderliche Ueberraschung! — da ich die Stubenthür eröffnete, trat wirklich mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß doch erzählen, wie und wo ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen albernen Träumer halte.

An einem Abend ging ich in ein Kaffeehaus oder Cassino in der Neustadt, wohin mich schon einmal ein Bekannter geführt hatte. Ich hoffte da die neuesten Zeitungen zu finden. An

einem Tischchen spielten zwei Herren sehr nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den spanischen Krieg darüber. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geschmackloses, auch in seiner Gestalt, in seinen Bewegungen, in seinen Gesichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches. Er war weniger, als von mittlerer Größe; aber doch sehr starkknochigt, breitschultrig. Er mochte fünfzig bis sechszig Jahre haben, und ging doch mit dem Kopf gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und spiessig um den Kopf. Sein schwarzgelbes Gesicht mit der Habichtsnase und weit vorstehenden aufwärtsgekrümmten Kinn, und den vorragenden Backenknochen hatte für mich etwas Grausenvolles. Denn während alle seine Züge kalt und eisern

waren, schimmerte sein großes, schwarzes Auge so lebhaft, so glänzend, wie etwa das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man jedoch darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist ein geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spasses willen könnte der Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Der Mensch hörte den jungen Herren am Fenster zu, und lächelte einigemal über ihre Reden. Aber, Gott sei bei uns, das war auch ein Lächeln! Es überlief mich dabei eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen seinen Zügen zu grinsen. Wenn der da im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ists sein Bruder. Ich sah ihm unwillkührlich nach den Füßen, um den bekannten Pferdehuf zu sehen, und richtig. Er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er nicht damit, und trat überhaupt so leise schleichend auf, als ging er auf Eierschalen, die er nic

zerdrücken wollte. Der könnte sich wahrhaftig für baares Geld sehen lassen, dachte ich, und einen Voltaire abergläubig machen.

Den spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mir hin, schielte jedoch darüber hinaus, um die merkwürdige Gestalt desto länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtisch vorbeiging, sagte einer der Spieler zu seinem düster und verlegen da sitzenden Gegner mit triumpfirender Miene: „Sie sind ohne Rettung verloren." Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf den feurigen Blick in das Spiel, und sagte zu dem fröhlichen Sieger: „Sie sind geblendet; beim dritten Zug sind Sie unausbleiblich matt." Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zuge war der vermeinte Sieger in der That zu seinem großen Erstaunen schachmatt. Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr? unser Streit scheint Sie zu interessiren. Aber Ihr lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt

und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?"

„Ja wohl!" sagte der Rothrock."

„Und was will Ihr Lächeln sagen?"

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft darum für Wahrheit hält, weil ihn niemand widerlegen kann, als höchstens mit andern Träumen, die aber dann mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut noch, wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken bis zum Monde gebaut, um auch ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im berechnenden Kreis der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden."

So sagte der Rothrock. Da gabs Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und ging davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder. Aber ich vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich ordentlich, sie niemals im Traume zu erblicken.

Nun aber stand er ganz unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe“, sagte er: „Habe ich die Ehre Herrn Robert von . . . . zu sprechen?“

„Der bin ich in der That“, erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?

Eine sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ists ein Polizeispion. Es lag ein halbzerrissener Brief auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut“, sagte er: „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln von Deutschland, Ungarn und Polen findet. Geben Sie mir nähere Umstände von sich an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie addressirt.“

„Mein Herr“, sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte machen denken. Ich bin auf dem Sprung zur Abreise, und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie

sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann noch Kaufmann.“

Er maß mich mit großen Augen, und sagte: „So?“ Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte hier in Prag gemacht? Ist nicht Ihr Herr Bruder zu.... auf dem Punkt Bankerot zu machen.“

Ich muß feuerroth geworden sein, denn davon wußte noch ausser meinem Bruder keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder sein entsetzlich-schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal“, sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr, als einen, aber keinen, der an Bankerot denkt, oder dergleichen zu fürchten hätte.“

„So?“ murmelte der Versucher, und seine harten, eisernen Züge wurden wieder starr.

„Mein Herr“, sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause. „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzei-

hung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen.“

„Gedulden Sie sich nur eine Minute“, erwiederte er, „es liegt mir daran, ein wichtiges Wort mit Ihnen zu reden. Sie scheinen sehr unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes wiederfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Tagen zum erstenmal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie sich mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermanns. Brauchen Sie Geld?“

Da lächelte, oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Wesen ward mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich kam mir eine abergläubige Furcht an. In keinem Falle wollte ich mich mit dem verdächtigen Wesen einlassen, und sagte: ich hätte kein Geld nöthig. „Da Sie mir es aber so großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen“, erwiederte er, „der thut nichts zur Sache.“

Ich bin ein Mannteuffel. Gibt mir der Name nun bei Ihnen mehr Zutrauen?"

„Ein Mannteuffel?" sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen wollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thüre gepocht. Der Wirth trat herein und brachte mir einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst", fing der Rothrock an, „nachher können wir schon weiter sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny."

Ich ward verlegener, als je.

„Wissen Sie nun endlich", fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun, wer ich bin und was ich von Ihnen will?"

Es lag mir auf den Lippen zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?" doch ielt ich an mir, weil ich mir nicht selbst wie ein rr vorkommen wollte.

„Noch mehr", setzte er hinzu: „Sie wollen h ..... Gut, mein Weg geht durch das tädtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in neinem Wagen annehmen?"

Ich dankte, und sagte: ich habe schon die Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch.“

„Gut!“ sagte ich endlich, „wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?“

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht · · ·“

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?“

„Wie sah die Brieftasche aus?“

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau.“

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler.“ Er lächelte mich wieder

dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?“

Bei diesen Worten sah er mich so scharf und sonderbar an, als wollte er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!“ auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör“, sagte er.

Ich war ausser mir. Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um ein Uhr fand ich die Brieftasche auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde

lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Addresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier, und fand Sie nicht."

„Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Mannteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von allem hören.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns schon einmal wieder!" sagte er, und ging davon.

Der Mensch kam mir, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, vor.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte den Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe

hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, au⸗ der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich plötzlich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust an einem fremden Hause war ihm durch ungeheure Spekulation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen „Jetzt habe ich mein Schäfchen ins Trockne gebracht“, sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht wieder Gefahr, heut ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer aus einander zu setzen.“

Ich mußte ihm zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag

wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Mannteufel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der gräßlichen Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporgestanden. Vielleicht hatte er gar noch ein kleines Horn darunter gehabt, und dann war der Beelzebub leibhaft vollendet vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er mir wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich sehr genau von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht zu — nein: so unleserlich schreibt doch die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Beelzebubs geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing träumend diesen Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Es

vertrieb mir wenigstens die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Mannteuffel könnte wohl der ächte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? – Gold und Gut? — Ich war nie geldsüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurückgegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig meine Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? ein Harem voll der schönsten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny's Küsse dachte, kamen mir die reizendsten Zirkassierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte durchaus keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich so glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmann, der durch einen Hieb mit der verwünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, oder mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und

wie wir uns im Paradiese jenseits des Grabes wieder zusammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und durch einen Spalt der Himmelspforte mich hinüberblinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Adramelechs anders haben zeigen können, als seine Hölle?

Doch genug von den Possen.

Ich war von Prag bis zu unserm Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag wards spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja meine himmlische, liebe Fanny nicht gesehen! meine beiden Kinder nicht, die um ihre junge Mutter, wie zwei grünende Rosenknöspchen um eine kaum aufgeschlossene Rose standen! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts sei mein Weib und noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen

lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Eltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei gränzend. Wir schworen uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen besiegelten die Eide. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Starostin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, tiefere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Fantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ da den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

Verhaßter Besuch.

Und alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, mich an deine Brust genommen, wie viel Jammer und Schrecken wären mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde; nirgends Licht! Ich wanderte wohl zehnmal ums Haus herum — alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen, wollte ich doch keinen. Besser das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich das Gartenhäuschen offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag noch hier zugebracht. O mir war unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich legte mich aufs Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten; ich glaubte es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

Von Prag. In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen sehen und ihre Fanny, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie seien erst angekommen, und glaubte in Ihrem Hause alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit erschlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung geschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen selbst meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mond-

licht noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich geschreckt, wie ein Gespenst“, sagte ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind wie ein Allwissender.“

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel. Ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein.“

Er grinsete wieder, und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?“

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Spaß so nenne, mein Glück ist vollkommen.“

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man

mit ihnen kapituliren. Aber heutiges Tags, da keiner mehr den Teufel glaubt, und mit der Vernunft alles ausrichten will, sind die Menschenseelen allzuwohlfeil.“

„Einmal, hoffe ich, die meinige ists nicht, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quentchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben.“

„Das ists eben! — Eure stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — euere stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit ihr Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt: die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narrheit, und abgefeimte Tücke Lebensweisheit nennet, gibt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter

euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat."

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr, und grinsete wieder. „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ists umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Antipoden der Menschheit."

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Herr Teufel."

„Gut, so gehören Sie mir schon an. Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — denn hier ists kühl — mein Wagen vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl.

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschied ein Glas Punsch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging.

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tisch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort.“ — Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir für die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punschnapf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte darauf zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder. Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurückkam, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast die Besinnung. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gotteswillen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Hier ist nicht mein Zimmer“, sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komme, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir einander freier erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte wieder im ersten Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich län

erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Starosten nicht glücklich, hing mit ehemaliger Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Möge mir's Fanny verzeihen, dachte ich, aber hier sind ältere Rechte. Es ist ja vielleicht nur dieser einzige und letzte Moment im Leben. Es ist ja der Traum weniger Stunden. — Julie küßte mich und sprach von vergangenen Dingen, und ich lebte wieder im Rausch der ersten Liebe, aber ach, nicht mehr in ihrer alles verklärenden Unschuld. Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in unsern Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Wort und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttag ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Eltern, und wie wir uns im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug; für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft. Wir vergaßen,

daß wir einander nicht gehörten. Wir sprachen von dem Tag unserer Trennung mit Thränen, und in den Thränen vereinigten wir uns mehr, als wir sollten. — O wie schwach ist der Mensch! — indem wir unsrer ersten, tugendhaften Gelübde gedachten, brachen wir in trunkener Selbstvergessenheit heiligere Eide.

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?“

Wir sprangen erschrocken auf, der Starost bemerkte, was hier vorgefallen sein mochte. Er stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten sprang er auf Julien zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleppte sie auf dem Boden herum, indem er rief: „Ehebrecherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hilfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweifelung nahm ich ein Messer vom Tisch, und

drohte es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweifelung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte er nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O“, dachte ich, „wäre es doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauses. Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Ehebrecher! ich bin Mörder!“

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte drunten Fragen, Rufen, Gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu zünden.

Vollendung des Greuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, und sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider vorn ganz vom Blut des Starostens überschüttet. Ich zitterte, von jemanden erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Als ich zurückeilte, um hinten durch den Hof zu kommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen laufen, und Schreien und Rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Garten und Felder ausserhalb des Städtchens. Aber die mir nachsetzten waren behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Höllenangst riß ich mich los, und schleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich

um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich lief blindlings fort, setzte über Häge und Graben. Meine Fanny, meinen August, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überschrie alle andere Gefühle des Herzens und der Natur. Ich kam mir selbst wie ein Wahnsinniger vor. Wenn ich an meine gestrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagten mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief mich fast athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich hätte aufgehört zu leben.

Triefend vom Schweisse, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien setzte ich nun meine Flucht in langsamen Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach P**, dem nächsten Dorf

bei unserm Städtchen. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fing es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glokkentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir war eine weite dunkelrothe Glut; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinauflehnte, schwebte über meiner Heimath. Das ganze Städchen stand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzenvolles Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet.

Da ergriff es mich wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum, einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreissenden Klängen durch mein ganzes zerrüttetes Wesen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte,

und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunst sehen konnte, in welcher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte es nicht zu machen:

Ehebrecher, Mörder, Mordbrenner, das alles fast in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich seinen Punsch nicht genommen, ich hätte Julien ohne Verbrechen gesehen; hätte ich dies gekonnt, der Starost wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweifelung, mir selbst zum Greuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwischen heulten die Sturmglocken unaufhörlich um mich her, und schreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag

war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unerkannt zurückzulegen. Aber ich sank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es sei der erste Mai, es sei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glückliche ihn sonst im Kreise der Unsrigen so heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es ist Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte diese Nacht immer zur Nacht des Schreckens, wo alle böse Geister ihr Fest begangen haben sollten, und der Teufel seine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges um sich versammelte. Fast hätte ich an die Wahrheit der albernsten Abscheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen seinen sonderbaren Reden ein. Jetzt — warum soll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich gewesen, der er sich bei mir im Gartenhaus scherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben; um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich

spürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf vom Boden, und setzte meine Flucht fort im Gebüsch und kam zur Landstraße.

Kain.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so neu, so plötzlich — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blut des Starosten.

Das verräth mich dem ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg sie in dickes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So halb entkleidet rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?“ sprach ich zu mir selbst: „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Begegnete mir nur ein Bauer, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel

geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortsetzen. Aber woher Nahrung nehmen? Woher Geld? — Jetzt erst fiel mir bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Ro" gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still, und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren, und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Starosten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuerglut zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben . . nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landstraße beobachten könnte. Ich zitterte, wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern bepackt. Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still

nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts von mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ riefs in mir: „deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärst gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste; man rettet sich wie man kann. Verzweifelung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in den Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der

Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ichs sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Ursachen zur schnellen Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide sehr unwillkührlich, beide in der Verzweifelung begangen. Aber sie waren doch begangen, und

Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß, aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem großen Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll gegen alles Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süssere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum elendesten, verworfensten Wesen unter dem Himmel gemacht. O prahle doch niemand mit seiner Tugend, mit seiner Kraft, mit seiner Besonnenheit! — es gehört nicht mehr, als eine Minute dazu, in der man seine bessern Grundsätze ein wenig auf die Seite stellt, um eine Lust zu büßen — nicht mehr, als eine Minute, und der Engelreine ist aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn sein Verhängniß besser mit ihm will, als mit mir, und ihm nicht elenderweise einen Bruder zu rädern in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer sie hier nicht von selbst gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeschichte eilen, die kein Dichter jemals gräßlicher ersinnen konnte.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erschrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen lassen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erst berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich selbst besann, im tiefsten Gebüsch, und überließ die Leiche nebst Roß und Wagen ihrem Schicksal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir; alles andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büschung am finstersten, die Verzweigung am dichtesten geschlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, riefs in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenstein im Innersten des Waldes sitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ichs bemerkt hatte. Ein

neues Leben wehte durch die Natur. Die grausenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen, aber die Kinder derselben gaukelten wie Teufel vor meinem Weg hin. Ich sah meine jammernde Fanny mit den verwaiseten Kindern — ich sah die trostlose Familie meines unglücklichen Bruders — ich sah das Hochgericht — den Henkerszug, den Rabenstein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Starost erdrosseln lassen, sprach ich bei mir selbst, ich hatte es ja verdient. Ich war ja der Verführer seines Weibes; ich war ein Verräther meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tausendmal geschworen; ich war ein schändlicher Vater vor meinen eigenen Kindern. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küssen und dann nach dem Abschied mich in die Flammen stürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord gespart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir nun mit jedem Schritt unvermeidlich schienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereignisse erschüttert,

daß ich glaubte, dem Sünder sei jeder fernere Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbstmord — aber auch dazu war ich allzu entkräftet. So beschloß ich mich der Obrigkeit selbst auszuliefern; ihr meine Vergehungen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältnissen — hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und August noch einmal im Leben an die Brust zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit überzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältnisse anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufschluß über verschiedene Angelegenheiten geben.

Dieser Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewissens auf, in mir zu wüthen, da sie hatten, was sie wollten.

Ich stand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin? In der Betäubung und Höllenangst hatte ich selbst die Gegend vergessen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finster und dick um mich her. Ich sehnte mich nach dem Schim-

mer der Feuersbrunst, die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich doch zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Waldstraße, und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrack. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich wollte wieder in die Wildniß zurückflüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst doch noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht warst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in einer Einsamkeit, wo ich unbekannt der Welt mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen

mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillion ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kommt nicht wieder.“

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier“, sagte ich: „denn die Stadt steht in vollem Feuer.“

„Dachte ichs doch“, erwiederte er: „denn ich sah es an der Röthe des Himmels. Aber was wollen Sie hier im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?“

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand.“

„Dachte ichs doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?“

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward Verführer, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten, alles binnen drei Stunden.

Und doch, ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch.“

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“ sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!“ schrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie der in der That sind, für den ich Sie in Prag mit mir selbst scherzend hielt.“

„Und der wäre?“

„Der Satan.“

„So falle vor mir nieder und bete mich an!“ brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger vor ihm, und hob die gefaltenen Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder vor dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir nur Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen uns selig glauben, wie in einem Paradiese. Aber

wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mirs besser, ich sterbe büssend auf dem Hochgericht.

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich raffte mich auf. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir einmal den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans.“

„Daran, Satan, erkenne ich dich“, schrie ich wüthend, „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches sonst doch das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch von dir kein Mitleid, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich will deine Gunst nur kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst.

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fodere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür den geringsten Kaufschilling bietet.“

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Schaam und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte des flüchtigen Augenblicks war, würde jetzt unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen; und doch könnte ichs nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte“, sagte ich endlich, „so muß ich wünschen,

daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig."

„So macht's der Mensch!" sagte er grinsend, „er will sich immer rein brennen, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet."

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Greuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre alles nicht geschehen, was geschehen ist."

„Aber weckte ich Sie zum Ehebruch und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet,

dessen Kopf zerrt er daran nach sich, wie an einem Seil?“

„Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, ihre erste Geliebte sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten nur an keine Tugend, und der Reiz Ihrer Nerven war Ihre damalige ganze Weisheit. Leichtsinn und Sinn für Wohlleben, das war in Ihnen mächtig. Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch muß seinem Herzen nie vertrauen, sobald ein Verführungsstündchen schlägt. Der erste leichte Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist der Vater aller schweren Verbrechen; ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue.“

„Sie haben recht. Konnte ich aber das voraussehen?“

„Allerdings konnten Sie.“

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände.“

„Daran hätten Sie denken sollen. Konnten Sie nicht an das Kommen des Starosten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht ins Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder.“

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu noch größerer Verzweifelung! Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle die andern Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht immer das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen konnte?“

„Wer will Ihnen das zugeben? Was lag denn Schreckliches darin, daß der Starost seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein sehr erfreuliches gewesen sein. Die

Welt ist gut, das Gemüth macht sie erst zur Hölle. Der Mensch ists, der erst Dolch und Gift macht; ausserdem wären die Dinge friedlicher Pflugschaar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da schrie ich verzweifelungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „Oh!" rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe — jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!"

„Nein Herr, auch darin muß ich Ihnen widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte Ihnen nur an Gelegenheit, sich früher zu entwickeln. Es fehlte Ihnen die Julie, die Nacht und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon kommen. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit Ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel ge-

schleudert. Lobe mir doch keiner die frommen Leute, die ganz unschuldig den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht schon mehrere daran hängen, ist blos Mangel an Gelegenheit dazu."

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser als ich und Sie dazu."

„Nein Herr, Sie irren sich abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend, Kraft und Seelengröße, woran Sie mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundkarakter überall Schlaffheit, Selbstsucht und feiger Ehrgeiz ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie hier als ein Verdammter."

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andere Menschen dieser Zeit."

„Was Sie sind, als das begegnet Ihnen die Welt. Wir sehen nie die Dinge draussen in uns, sondern uns selbst in den Dingen draussen. Es ist alles Spiegel, nur die Seele selbstständig."

„Um Gotteswillen, Herr“, rief ich ausser mir: „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?“

„Allerdings. Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser werden, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde.“

„Es kann werden. Karakterschwäche ist die Säugamme der verruchtesten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So sind Sie ein Engel! mein Schutzgeist.“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Greuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben an Gott in sich behält, ist nie verloren.

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein glutfarbenes Kleid wirklich wie eine helle Flamme um ihn brannte;

und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt losch alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, und im Ohr einen fernen Ton; ums Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie nun Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand nach, aber ich konnte es nicht ergründen, was mit mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben — dachte ich: Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt dann noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als todte Kraft ins Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase des Ozeans, ausgeworfen an dessen bewegter, ewig wechselnder Oberfläche, in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abgespiegelten Eilande und Himmel verfliegen mit der Wasserblase, die ins All des Ozeans zu=

rückgeht. — Nein, nein, riefs in mir: darum warst du Verbrecher, weil du Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich der eiteln Philosophie, den Hirngespinnsten einseitiger Klügler ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein Seewasser, und der Menschengeist kein Schaum. Halte fest am Glauben, er kommt von Gott für Gott; die Vernunft kommt von Gott zum Vernehmen des Weltlichen.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst. Ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein hohes, mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augenlieder bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dachte ich; denn mich deuchtete, ich höre Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glokkenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?“ seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!“ sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Du bist gerettet, fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder.“

Darauf dämmerte es wieder vor meinen Augen, und mir war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir. Da sagte er: „Jetzt bist du gerettet, und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt.“

„Aber, seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder gieb mir noch in diese Wüste.“

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon.“

„Und das Gedächtniß meiner Greuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst.“

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben.“

Indem er dies sagte, zerfloß er über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich

alles einem Feenmährchen, oder einem fiberischen Wahnsinn.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen süßen, warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich ganz irdisch. Ich glaubte die Augen auf zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle niemanden.

Da hauchte mich ein sanfter Athem an, und zwei zarte Lippen rührten wieder an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äussern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlichem äussern Gefühl kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine

Fanny hing über mir. Mit ihren süßen Küssen hatte sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten aufs Sofa und über mich hin, und riefen eins ums andere: „Papa! guten Morgen, Papa!" — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Thränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen, und wäre Christoph unser Knecht nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und meine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte davon gewußt.

Aber der gottlose Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange da lag, und weder meinen Augen noch Ohren trauen wollte. Ich suchte die fantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tische stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist jetzt erst aus dem Posthause

gekommen?“ fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?“

„Freilich, du Wunderlicher!“ sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — Warum auch hier auf dem Sofa übernachten? Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit gewesen?“

Ich erschrak freudig. „Ihr habt also doch sanft und ruhig geschlafen die Nacht?“ fragte ich.

„Nur zu gut!“ sagte Fanny: „Hätte ich ahnen können, daß du hier im Gartenhause wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Gespenst. Weißt du auch, daß es Waldpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde am liebsten ihr Wesen treiben?“

„Ich weiß es nur zu gut!“ sagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen ein Traum waren, daß weder Posthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längst vergessene Julie mich besucht hatten.

Ich schloß die liebenswürdige Fanny fester und

seliger an mein Herz; sie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück eines reinen Herzens und guten Gewissens. — Es blühte weit um mich her eine neue Welt; aber mehr als einmal war sie mir zweifelhaft, wie ein neuer Traum. Ich sah oft nach den freundlichen Dächern unsers Städtchens, um mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht ins Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt. Er hatte sich so bestimmt an meine letzten Vorstellungen angeschlossen, die ich vor dem Entschlummern auf dem Sofa hatte, daß er mir um so täuschender werden mußte. Nur zuletzt, wo er sich mit dem Erwachen vermählte, war er traumgestaltiger und fantastischer geworden; aber zugleich war die Denkkraft des Geistes reger gewesen, wie es gewöhnlich kurz vor dem Genesen von einem Morgentraum zu sein pflegt.

Wir gingen im Triumpf durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Gesinde freundlich bewillkommnete. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielkram für meine Söhne, in

Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die reizende, junge Mutter neben ihren jauchzenden Kindern. Jeder neue Anblick der Lieben durchströmte mich mit neuem Entzücken. Ich sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut ist dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert!“ sagte sie: „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir alles haarklein, wie ist es dir ergangen?“

Aber der fatale Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu entlästigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr finster. „Wahrhaftig“, sagte sie am Ende lächelnd, man sollte schier an die Hexereien der Walpurgisnacht glauben. Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen. Schreibe deinen Traum

auf. Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal viel, nämlich uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegel."

Der Versucher mit der Versuchung.

Ein allerdings zwar nicht ausserordentlicher, doch für mich immer merkwürdiger Zufall, erhöhte an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte unsere Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfest eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Maitages in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Die Lebhaftigkeit der Walpurgisnacht hatte schon in meiner Phantasie viel verloren, durch eine lieblichere Wirklichkeit verdrängt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wolle, einen Baron Mannteuffel von Drostow. — Fanny sah, daß ich erschrak. „Du wirst doch nicht",

sagte sie lächelnd, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt, und selbst vor der Versuchung, an meiner Seite?“

Ich ging hinab. Da saß auf dem gleichen Sofa, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny kennen lernen, die ich aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nur nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinaus zeigte — ich bringe noch ein Paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft.“

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich jeder mein Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Starosten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich anfangs auch entfärbte. Ich führte nach

den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor. Der Baron machte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten: „Ich habe Sie schon in Prag angebetet, da ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls hinter alle kleine Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten."

„Ich weiß alles", sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thaler bezahlen Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem allen ein böser Mann, denn Sie haben meinem Mann eine unruhige Nacht gemacht."

„Damit ists noch nicht abgethan, Fanny", sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Starosten vor — Julie!"

Fanny war einen Augenblick bestürzt. Aber Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien, wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!" rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren schnell die besten Herzensfreundinnen geworden, hatten sich ungemein viel

zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen. Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese beiden Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie ein schönes Weib, Fanny neben ihr ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edlen Gemüths. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen, und lebt jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen seinen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit einer gewissen Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomik doch nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag“, sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, „mit den geheimnißvollen Worten: Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will? — Denn

eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!“ rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten, Sie blieben ja zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben.“

„Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr!“ rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar goldene Lehren. Nur ist mirs doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu figuriren, sonst möchte ich das Abentheu . Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählt hören.“

Wir brachten mit einander einen schönen,

seligen Tag zu; ich mit dem wahrhaft weisen Mannteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die fremden, lieben Gäste bis zum Posthause begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?“

Z.

Lösung von Fontenelles Aufgabe.

Die arithmetische Aufgabe von Fontenelle (im achten Stück der Erheiterungen des Jahrs 1811), ob die da angegebenen Eigenschaften der Zahl 9 ein bloßer Zufall oder in der Natur dieser Zahl gegründet seien, und sich mathematisch demonstriren lassen? läßt sich folgendermaßen auflösen:

Der Grund, aus welchem die Zahl 9 die gedachten Eigenschaften besitzt, liegt einzig darin, weil sie die letzte und höchste Zahl ist, durch welche eine Versammlung von Einheiten mit einer einzigen Ziffer ausgedrückt werden kann, und; wenn man noch eine Zahl zu 9 fügt, alsdann die erste zusammengesetzte Zahl 10 entsteht.

Demnach sind der Zahl 9 jene Eigenschaften nur absolut, in so fern sie die letzte oder höchste einfache Zahl ist.

Erster Beweis. Wenn man 9 zu 9 addirt, was eben so viel ist, als wenn man 9 mit 2 mul-

tiplizirt hätte, so bildet sich erstlich ein Zehner, und da man von 9 bis 10 nur eine Einheit hinzuzufügen und vom zweiten Neuner wegzunehmen hat, so bleiben von diesem zweiten Neuner noch 8 Einheiten übrig. $9 + 2$ oder $9 + 9$ ist folglich $= 18$. Addirt man nun die Figuren dieser Summe (18) ohne Rücksicht der Bedeutung der Stellen zusammen, so müssen sie natürlich wieder 9 resultiren, weil die vom zweiten Neuner hinweggenommene Einheit vorn beim ersten Neuner wieder zugewachsen, und daraus ein Zehner entstanden ist. Nämlich:

$$9 + 1 + 9 - 1 = 10 + 8 = 18$$
$$18 + 2 + 9 - 2 = 20 + 7 = 27$$
$$27 + 3 + 9 - 3 = 30 + 6 = 36$$
$$36 + 4 + 9 - 4 = 40 + 5 = 45$$
$$45 + 5 + 9 - 5 = 50 + 4 = 54$$
$$54 + 6 + 9 - 6 = 60 + 3 = 63$$
$$63 + 7 + 9 - 7 = 70 + 2 = 72$$
$$72 + 8 + 9 - 8 = 80 + 1 = 81$$
$$81 + 9 + 9 - 9 = 90 + 0 = 90,$$ u. s. w.

Zweiter Beweis. Gesetzt, wir zählten nicht wie bisher nach dem Dezimalsystem, sondern nach einer Oktav- oder Nonalordnung, so würden im ersten Falle der Zahl 7, im zweiten

Falle aber der Zahl 8 die nämlichen Eigenschaften zuwachsen, wie der 9e im Dezimalsystem.

Wir wollen zum Beispiel das Nonalsystem annehmen, und denken, man zählte folgendergestalt:

1 2 3 4 5 6 7 8
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht,
10 11 12 13 14 15
neun, neuneins, neunzwei, neundrei, neunvier, neunfünf,
16 17 18 20 21
neunsechs, neunsieben, neunacht, zweineun, zweineuneins,
22 23 24 25
zweineunzwei, zweineundrei, zweineunvier, zweineunfünf,
26 27 28 30
zweineunsechs, zweineunsieben, zweineunacht, dreineun,
u. s. w.

In diesem Falle wäre also 8 die letzte und höchste einfache Zahl. Wenn man 8 zu 8 addirte, so entstünde ein Neuner (10), und da man von 8 bis neun (10) nur eine Einheit hinzuzufügen hat, so blieben vom zweiten 8r noch sieben Einheiten übrig. Diese 17 (neunsieben) oder die zwei Figuren 1 und 7 müssen einzeln zusammen addirt natürlich auch wieder 8 in Summe geben, weil die Einheit, welche vom zweiten 8r genommen

würde, vorn als ein Neuner (10) wieder hinzu käme, nämlich:

8 + 1 + 8 — 1 = 10 + 7 = 17, neunsieben,
17 + 2 + 8 — 2 = 20 + 6 = 26, zweineunsechs,
26 + 3 + 8 — 3 = 30 + 5 = 35, dreineunfünf,
35 + 4 + 8 — 4 = 40 + 4 = 44, vierneunvier,
44 + 5 + 8 — 5 = 50 + 3 = 53, fünfneundrei,
58 + 6 + 8 — 6 = 60 + 2 = 62, sechsneunzwei,
62 + 7 + 8 — 7 = 70 + 1 = 71, siebenneuneins,
71 + 8 + 8 — 8 = 80 + 0 = 80, achtneun,
u. s. w.

Eben so würde es sich im Oktavsystem mit der Zahl 7 verhalten.

Hiemit wäre nun die Fontenellische Aufgabe gelöset, und die Richtigkeit der Auflösung mathematisch erwiesen.

Ueber die Eigenschaften der Zahl 9 aber muß ich übrigens noch einige Bemerkungen machen.

Fontenelle glaubt irrig, keine andere Zahl besitze die Eigenschaft wie die 9e, welche bei allen Multiplikationen und Kombinationen durch die Addition der einzelnen Ziffern unfehlbar immer wieder 9, oder doch eine Multiplikation von 9 liefert; denn auch die Zahl 3 hat diese Eigenschaft, indem alle aus 3 entstandenen Mul-

tiplikationen — Zahl für Zahl zusammen addirt — entweder 3, oder doch eine durch 3 theilbare Summe liefern. Z. B. giebt

$$\frac{12}{3} \quad \frac{21}{3} \quad \frac{111}{3} \quad \frac{84}{12} \quad \frac{2538}{18} \quad \frac{3033}{9}$$

Der Grund hievon ist, weil 9 sich durch 3 rein theilen läßt.

Die Eigenschaften der Zahl 9 sind aber noch weit vollkommener, als Fontenelle bemerkt, indem Multiplikationen aus 9 allemal wieder 9 geben, wenn man mit Addition der einzelnen Figuren fortfährt. Z. B.

$$\frac{\frac{198}{18}}{9} \quad \frac{\frac{279}{18}}{9} \quad \frac{\frac{999}{27}}{9} \quad \frac{\frac{7992}{27}}{9} \quad \frac{\frac{6988889601}{63}}{9}$$

u. s. w.

Dieses leistet weder die Ziffer 3, noch irgend eine andere Zahl.

Friedrich Kornelt.

Die aszetische Einladungskarte.

Vorlängst erhielt eine katholische Dame in einer katholischen Schweizerstadt ein Einladungsbillet folgenden Inhalts:

Notre Seigneur Jesus-Christ invite ses fidèles à l'adoration perpétuelle de son coeur divin, dans le saint sacrement de l'autel, afin de lui réparer en quelque peu les offenses, qu'il a reçu et supporté dans ce mystère de son amour, et les injures, et les indignités, qu'il a souffert pendant le cours de sa sainte vie, mort et passion, etc.

Wer wähnt sich nicht in einem entfernten Jahrhundert?

Lottchens Reise
nach
Amerika.

Einige Worte als Vorrede.

In den gesegneten, paradiesischen Fluren der ehemaligen Pfalz, wo der Neckar sich mit dem Rhein vermählt, liegt ein freundliches Dörfchen; da grüßte die gute Lotte das Leben; harmlos, einfach und schön, wie die Natur, wuchs sie auf, der Mutter Lust, des Vaters Freude. Eine unversiegbare Heiterkeit, ein zarter, liebevoller Sinn, ohne Furcht, frische Jugendblüthe, machte diese ländliche Blume zu einer der lieblichsten. Wer Lottchen kannte gibt ihr dies Zeugniß. — Lafontaine kannte sie auch, bei seinem Aufenthalt in der Pfalz, und weiß, ob sie ihm nicht zu einem der lieblichen Bilder, die er uns schildert, gesessen hat? — Eine Tochter der Natur, im schönsten Sinne, wie sie, ist zur edlern Liebe geschaffen; alles vermag sie der Liebe zu opfern, freudig duldet sie um den Geliebten. — Karl lehrte sie die Liebe kennen; sie hing fest an ihm,

wie die Rebe an der Ulme hängt. Ihre Eltern starben, der Krieg verwüstete das Vaterland, und das Schicksal schien selbst die meisten andern Bande lösen zu wollen, um die, welche sie mit Karl vereinten, fester zu knüpfen.

Eines Morgens trat Karl in ihr Zimmer, und brachte ihr die Nachricht, daß er einen Ruf als Prediger nach Nordamerika erhalten habe. Er fragte sie halb zweifelnd: ob sie sein Schicksal mit ihm theilen wolle? — Wie kannst du so fragen, mein Karl? Und wenn du zu den Grönländern oder Hottentotten zögest, deine Lotte müßte natürlich mit dir ziehen.

Lottchen verließ also das Vaterland, das schöne, geliebte Vaterland; sie verließ alle ihre Theuern, die Gräber ihrer Geliebtesten, alles verließ sie, um ihrem Einzigen zu folgen, in ein Land, von dem sie wohl wußte, das es noch weit von Eldorado entfernt war. Unnennbare Gefühle bewegten ihr zartes, edles, reines Gemüth. — Doch das Bewußtsein, Einem alles zu sein, und in dem Einen alles wieder zu finden, heilte nach und nach ihr vom Abschied zerrissenes Herz.

Für ihre Lieben schrieb sie in dem ersten Jahr ihrer Trennung ein Tagebuch; ein Freund theilt

einiges daraus mit. — Der Leser hat nun den Gesichtspunkt, woraus das folgende Fragment zu betrachten ist. Er wird hier keine geographische und statistische Nachrichten, nicht einmal merkwürdige Reiseabentheuer suchen, sondern eine liebliche Individualität in ungewöhnlichen Situationen. E.

Lottchen

an ihre Lieben in Deutschland.

Den 21 Juli 1802.

Adieu Vaterland! Adieu Freunde! Dem friedlichen Dörfchen, dem Orte meiner Jugendspiele, wo die Gebeine meiner Eltern ruhen, das letzte, innigste Lebewohl! — Heute haben wir uns eingeschifft; ich bin unaussprechlich gerührt. Doch

Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

Der Gedanke tröstet mich und heitert mich auf.

Wir haben heute keinen günstigen Wind, und liegen daher noch still. Unser Herr Kapitain stimmt die Violine; wie wird's sich denn tanzen lassen auf den Wellen des Meeres? Acht Matrosen,

ein Hund, eine Katze, fünf Vögel, dreißig Hühner und ein Hahn sind unsere Gesellschaft. Aber welche herrliche Aussicht haben wir hier! Die Menge von Schiffen, über welche Amsterdam stolz und prächtig hervorragt auf der einen Seite, auf der andern sieht man mehrere Ortschaften liegen. — Es ist ein fürchterlich schöner Tag; in der Nähe donnern die Kanonen von einem Kriegsschiff, das morgen unter Segel gehen soll; der Himmel blitzt und donnert auch. Unsere Segel wurden aufgespannt, aber eilig wieder zusammengerollt. Kitty, Kitty, wie würde dir schwindeln, wenn du die Matrosen auf den Masten und in dem Segelwerk herumklettern sähest! Der Zwieback würde dir auch nicht schmecken; er ist auch wirklich unausstehlich.

Den 20 Juli.

Lenchen, wie würde dirs ergehen, wenn du in dem engen Kämmerchen schlafen müßtest, welches jetzt unser Aufenthalt ist! — Wenn bei Euch nur die Fenster zu sind, höre ich mein Lenchen schreien: Auf! macht auf! ich ersticke! — Doch wir haben recht süß geschlafen. Es war eine

herrliche Nacht. Ganz früh Morgens kam einer unserer Leute an unser Schlafkämmerchen, und sagte, es sei so schön draussen. Flugs kleidete ich mich an, und eilte aufs Verdeck. Mein schönes Amsterdam, und die ganze freundliche Landschaft war verschwunden, und ich sah nichts, als Himmel und Wasser. Wir sind also auf der Süder-See. Ungefähr dreißig Schiffe sehe ich; das ist sehr schön. Unser Schiffchen bewegt sich ziemlich stark; der Tisch, auf dem ich schreibe, wird befestigt. Wir haben guten Wind. — Ihr seht, ich mache lauter Kratzfüße mit der Feder; kann nicht weiter schreiben.

Den 23 April.

Wir sehen den Texel vor uns, und können nicht hin. O mein lieber Karl ist krank; so auch Lisette. Nur ich bin ein Held. Alles freut sich über mich. Vorhin zogen die Matrosen das Ankerseil herauf; ich half aus allen Kräften. Sie lachten, und nannten mich den kleinen Matrosen. Gute Nacht.

Den 25 Juli.

Heute ging es endlich in den Texel, wo wir nun vor Anker liegen. Ach, was für schöne Schiffe liegen in unserer Nachbarschaft! Einige davon haben Musik. Die Waldhörner tönen gar schön. Ein Schalüppchen kam an unser Schiff. Der Kapitän, mein Mann und ich, wir setzten uns hinein, und wogten über die Wellen hin; sie gingen so hoch, daß wir ganz naß wurden. Wie war uns so wohl, als wir wieder auf eine Viertelstunde das Land betraten. Wir kauften Brod, Käse und Pflaumen; dann setzten wir uns wieder in unser Schalüppchen, und liessen uns vom Wind ans Schiff treiben. Das ist ein kleines Ding, unser Schiff! Die ganze Mannschaft besteht aus acht Matrosen, einem Steuermann und dem Kapitän. Das ist alles. Der Herr Kapitän könnte ein Bischen höflicher sein. Sonst sind alle recht ordentlich gegen uns. Besonders gefällt mir der schwarzgelbe Koch, ein gefälliger Kerl. Unsere Kajüte ist etwas größer, als das kleine, vertraute Stübchen im Pfarrhause zu B....; in derselben ist alles Mögliche angebracht: zwei Betten, der Gläser- und Brodschrank, Tisch, Koffer, und sogar das Sekret,

welches mir anfangs recht verdrießlich war. — Unser Schlafstübchen ist ein lächerlicher Kasten, worin zwei Bettchen angebracht sind. Alle Betten sind wahl befestigt. Die Leute sind alle gut gezogen; es kommt keiner in die Kajüte, als der Steuermann und der Koch.

Den 26 Juli.

Denkt nur, Ihr Lieben, heute waren zwei Schiffe nicht sehr glücklich. Ich bin recht erschrocken für sie. Sie wollten dem widrigen Winde trotzen, und nun sitzen sie fest, und können weder rückwärts noch vorwärts. Unser Kapitän ist hübsch vorsichtig; wir liegen schon wieder vor Anker. Er sagt, der Texel wäre ein böses Wasser. Mir ists doch heute auch ganz übel von dem widrigen Wind, der in dem fatalen Texel weht. Unser Schiff kommt mir so klein vor, ich meine die Wellen müßten es verschlingen. Mein Karl und ich, wir sind übrigens in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sehr vergnügt.

Den 29 Juli.

Noch immer sind wir im Texel. Als unser Steuermann hörte, daß wir nach Camp im New-York reisen wollten, sagte er mir, dort sei er gut bekannt, es wohnten lauter hochdeutsche Pippels da. Ich denke Pippels wird wohl auf Deutsch Bauer heißen.

Den 30 Juli.

Dem Himmel sei Dank, den gefährlichen Texel haben wir endlich heute passirt. Wir sind nun auf offener See. Herrlich, herrlich!

Den 31 Juli.

Ich bin fast ausser mir vor Erstaunen und Rührung! Der Anblick der offenen See ist unendlich groß und erhaben. Wir sehen nichts als Himmel und Wasser. Die Wellen wogen und sträuben sich gegen unser Schiffchen empor, und doch kann ich mich nicht vor ihnen fürchten; denn sie sind so schön, hell lichtgrün; eine Welle schlägt die andere, und so vermischt sich das Weiße mit dem Grünen ganz prächtig. Doch Euere Lotte vermag es nicht, Euch von dem Ganzen einen

rechten Begriff zu machen. Es ist, als würde unser Schiff immer so hinüber gewälzt über die die kleinen Hügelchen. Ach, das ist auch gar nicht erhaben! Mein Karl ist schon wieder seekrank; Lisette auch; das giebt klägliche Szenen! Die Beide sympathisiren. — Der Wind ist sehr stark, aber günstig. Ihr hättet nur heute die Angst- und Nothgestalt, unsern Koch, sehen sollen! Das gelbbraune Skelet nimmt sich ängstlich in Acht, um ja nicht hinzufallen. Da stand er nun, Arme und Beine ausgespreizt, mit einer jämmerlichen Miene, als ob er eben den Gnadenstoß erwarte. Den bekam er den auch. Eine Welle schlug heftig wider das Schiff, und siehe da, meine schöne Figur lag zu Boden mit ausgespreizten Extremitäten, gerade wie sie gestanden hatte. Der Kapitän wollte zanken, aber wir lachten so viel, daß er am Ende mitlachen mußte.

Den 1 August.

Mein lieber Karl und Lisette legen sich eben wieder zu Bette; ich bin gesund, Gott sei Dank! und vor der Seekrankheit braucht mir nicht mehr bange zu sein. In Amsterdam verkauft man ein

Oel, Harlemer genannt, das soll ganz vortrefflich gegen die Seekrankheit sein; so sagt unser Steuermann; er hat auch welches, gibt uns aber keines davon. An der Seekrankheit stirbt niemand, nur muß man das Heimweh nicht dabei bekommen. Pflaumen sind sehr gut; wir haben eilf Pfund, und doch noch nicht genug. Zitronen, Kaffee, Thee und Liqueur kann ich nicht mehr riechen, vielweniger genießen. Essig ist etwas Angenehmes, in Wasser oder an Fische. Du, Brüderchen, sei Mäuschenstill, und sage nicht mehr, daß wir froh sein würden, wenn wir nur Heringsschwänze zu essen bekämen. Unsere Leute haben heute schon fünfzehn Fische gefangen — Kabeljau.

Den 2 August.

Wie glücklich macht mich mein theurer Karl! Die Thränen treten mir ins Auge, wenn ich daran denke. Könntet Ihr doch Zeugen meines Glückes sein.

Den 4 August.

Welch ein einförmiges Leben ist es doch auf dem Wasser. Ich hätte nie geglaubt, daß das

Meer so ruhig werden könnte. Unser Schiff steht still. Ich hatte eben ein rechtes Vergnügen. Ich hatte ein Paar feine baumwollene Strümpfe für meinen Karl gestrickt; Karl rieth mir, dem Kapitän ein Geschenk damit zu machen. Ich that es. Da hättet Ihr nur die Freude des Mannes sehen sollen. — Wir essen heute Fleisch, Kartoffeln und einen Pudding. So fast täglich.

Den 5 August.

Heute haben wir guten Wind. Wir legen in einer Stunde drei Stunden Wegs zurück. Wir sind beide sehr gesund, dem Himmel sei Dank! Und damit Punktum, wie meine Frau Schwester von Sch... zu sagen pflegte. O sagt ihr, daß ich glücklicher bin, als ich es verdiene, oder vielmehr, nach meiner Meinung, so glücklich, als ich es verdiene und wünsche.

Den 10 August.

Den 6, 7, 8 und 9 konnte ich nicht schreiben; denn das waren stürmische Tage. Ich purzelte so garstig hin, daß ich mir Arme und Beine aufschlug. Am Tage waren wir am übelsten dran. Mein

Mann retirirte sich in die Ecke beim Sekret; mich aber setzte der Kapitän auf eine Bank, und nagelte links ein Kästchen und rechts ein Kästchen fest; da mußte ich nun zwischen sitzen; steif wie eine Wachspuppe. Doch jetzt haben wirs schon besser gelernt; bei stürmischen Wetter liegen wir den ganzen Tag im Bette; der Kapitän und der Steuermann kommen dann, und rufen uns zum Essen. Sagen wir Nein, dann gehen sie und lachen.

Wir sind also jetzt auf dem großen Ozean! — Denkt nur, Euere Lotte auf dem großen Ozean! — Indem wir aus der Nordsee dahin steuerten, kamen wir an dem nördlichen Schottland und den dazu gehörigen Inseln vorbei, und an einem Leuchtthurme. Prächtiger läßt sich nichts denken, als so ein brennender Thurm. Aber es ist kalt in der Gegend. Ihr könnts schon daraus abnehmen, daß sie um zehn Grad nördlicher liegt, als Mannheim. Nun fahren wir auf dem großen Ozean herum und suchen New-York, und werdens auch finden.

Den 20 August.

Vom 10 bis 18 ist nichts vorgefallen; aber der gestrige, das war ein komischer Tag. Gegen

Abend erblickten wir von ferne ein Schiff. Einige Tage vorher hatte uns der Kapitän von den afrikanischen Seeräubern vorgeschwatzt, und wie sie so schlimm wären. Ach, wie wurde uns so bange! Das Schiff kreuzte hin und her; endlich fiel ein Kanonenschuß, und das Schiff eilte gerade auf uns zu. Unser Kapitän ließ sogleich alle Segel einziehen, um das Schiff zu erwarten. Das müssen sie thun. Die Nacht, und zugleich das Schiff, kamen immer näher; wir bemerkten, daß der Kapitän und der Steuermann ängstlich wurden. Mein Karl, Lisette und ich, wir setzten uns in die Kajüte. Der Steuermann gerieth ganz in Verzweifelung, und versicherte, er werde sich den Hals abschneiden, wenn es Seeräuber wären. Guter Gott, wie war mir da zu Muthe! Sterben schien mir eine Kleinigkeit, aber in die Sklaverei verkauft, von Karl getrennt zu werden, das war mir der schrecklichste Gedanke. — Indessen kam das Schiff immer näher, und unsere Unruhe wurde immer größer; es war groß, mit vielen Menschen besetzt, und schien ein Kriegsschiff zu sein. Der Kapitän desselben rief unserm Kapitän durch ein Sprachrohr zu, und plötzlich verschwand unsere Furcht, das große Schiff war

um einige Grade irre gefahren; beide Kapitäns gaben sich einander noch einige Nachrichten, beide liessen die Segel streichen, und so nahm das große Schiff eine Wendung, schwebte stolz an uns vorbei, und wogte majestätisch seinen Weg dahin. Ein überaus prächtiger Anblick! O es ist kein Wunder, daß die Schiffskapitäne so stolz sind.

Den 24 August.

Es wäre eine Kunst, Euch in den Tagen des Sturms zu schreiben; denn auch einen Sturm haben wir nun ausgehalten. Ich hatte mir das Ding aber viel schrecklicher gedacht. Der 20 und 21 waren zwei harte Tage; für uns freilich nicht so sehr, denn wir lagen den ganzen Tag zu Bette, bis es zum Essen ging, wo es recht gut schmeckte; und oft gab es ein recht herzliches Gelächter. — Mein werthester Herr Gemahl gab uns einmal reichen Stoff dazu. Bei Tische fiel er von seinem Sitze, und gerade auf Lisetten; beinahe hätten die Beiden alle Teller zerbrochen, die auf dem Schiffe sind. Ein andermal rutschte der Herr Kapitän von seiner Bank, der Steuermann wollte ihn halten, und setzte sich ganz gemächlich neben

ihn auf den Boden. — Nun, dem Himmel sei Dank, daß der Sturm so glücklich vorüber ist.

Den 27 August.

Seeschweine *) haben wir heute auch gesehen. Zu fünf bis sechs kamen sie an das Schiff geschwommen, und schnauften fürchterlich. Die garstigen, häßlichen Seeschweine sollen Sturmverkündiger sein, sagen die Matrosen. Es ist doch ein langweiliges Ding, so eine Seereise.

Den 31 August.

O Ihr Lieben! Der 28 war doch ein fürchterlicher Tag. Der Sturm war doch zu arg; er ließ sich hören und fühlen; von Morgens bis Nachts um 12 Uhr dauerte er; alles wurde untereinander geschüttelt und gerüttelt; was zerbrechen konnte, zerbrach; um 11 Uhr war es am ärgsten; ich weinte, setzte mich auf unser Köfferchen; aber das Schiff bekam einen Stoß, der Koffer rumpelte um, und über mich hin. Der Steuermann kommandirte; die Matrosen schrien; der Kapitän

---

*) Vermuthlich Hayfische.

schmiß noch alle übrige Gläser auf den Boden. Endlich kam der Steuermann mit ängstlichem Gesichte; der große Mastbaum hatte einen Krach bekommen. Doch tröstete er mich mit der Hoffnung, um Mitternacht werde alle Gefahr vorbei sein. Es ist mit dem Sturm wie mit manchen Krankheiten; aber nach dem Sturm geht das heftige Wanken des Schiffes an; das ist etwas Fürchterliches. Doch alles ist ja glücklich vorüber; ich habe nicht einmal Kopfweh davon getragen.

Den 1 September.

Ein göttlicher Tag auf diesen Sturm! Eine Stille, o sie ist so lieblich, so erquickend! — Ein ganzes Heer fliegender Fische sah ich vorhin.

Den 8 Sept.

Schon wieder Sturmwind; aber er trieb uns herzhaft vorwärts; 38 Seemeilen in 24 Stunden. Der Kapitän rief, es sei ein Schiff zu sehen. Wir waren schon lange begierig, ein Schiff im Sturme zu sehen; daher eilten wir auf das Verdeck; der Wind machte aber so wunderliche Derangements

in meiner Garderobe, daß ich wieder in die Kajüte mußte. Ich stand eben auf der Treppe, als eine Welle kam und mich beinahe in die Kajüte zurück warf; ich wurde so durchnäßt, daß das Salzwasser nun beständig von mir floß. Ihr hättet nur das Lachen hören sollen von Kapitän, Steuermann und Matrosen; nein, das war zu arg. — Liebe Friederike, heute vor einem Jahr ließ ich dir dein Mädchen taufen, und heute wurde deine Lotte von den Meereswellen getauft. Albertine mußte das holde Geschöpf heißen. Riekchen, Riekchen, dich hatte ich zu lieb.

Den 12 Sept.

Diese Nacht kam ein Schiff an uns vorbei. Ich stieg aufs Verdeck. Traulich und schön schwamm es mit seinen brennenden Lichtern dahin. Es ist ein gar zu wohlthätiges Gefühl, wenn auf dem großen Ozean sich uns Menschen nähern. Karl bleibt bei solchen Gelegenheiten ruhig zu Bette liegen; ich muß gehen, und ihm nachher Rapport abstatten.

Den 15 Sept.

Ich muß nur lachen über die drei Männer! Wie sie da sitzen und rechnen, um zu wissen, wie viel Grade wir noch zu machen haben. In der einen Ecke sitzt der Kapitän mit einem großen Buche; in der andern der Steuermann mit der Rechentafel; in der dritten mein Mann, die Kreide in der Hand. — Schade, daß mein lieber Bruder Joseph mit seiner Algebra nicht in der vierten Ecke sitzt; dann wäre die auch recht gut besetzt. — Doch der Monat fängt mit stillem Wetter an; daher kommen wir vor Ende desselben nicht nach New-York. Seht, das ist meine Algebra.

Den 24 Sept.

Nun aber hört, freut Euch mit mir, und dankt Gott. Gestern waren wir nahe an der großen Sandbank, der gefährlichsten Stelle im ganzen Meere. Ich ahndete nichts von der Gefahr, und war herzlich vergnügt. Aber der Kapitän machte wunderbare Grimassen; bald nahm er die Karte, bald die Rechentafel, bald warf er den Hut in die Ecke; der Steuermann betete; mein Karl war sehr ernsthaft. Erst heute erzählte

man mir, welche Gefahr uns bevorgestanden hatte; nur wenige Seemeilen waren wir von dem Orte entfernt, wo nur armstief Wasser ist. Dabei war gestern noch obendrein auch das Aequinoctium, wobei gewöhnlich heftige Stürme sind, und des Nachts vorher hatten wir Gewitter, daß ein Blitz den andern schlug, und der Wind blies gerade, um uns auf die Seite zu treiben, wo die Sandbank ist. Denkt Euch die Lage des Kapitäns! Der gefährliche Platz, der widrige Wind, das nächtliche Gewitter! Nun trat er auf das Verdeck, und wich nicht einen Augenblick, trotz des heftigsten Platzregens. Aber gerade auf den gefährlichsten Tag wehte diesmal kein Lüftchen, vielweniger ein Sturm — zum größten Erstaunen des Kapitäns, der noch immer verwundert den Kopf darüber schüttelt. — Nun, Gott sei hoch gelobt, daß auch diese Gefahr glücklich vorüber ist.

Den 27 Sept.

Kinder, Land! Land! Nur um diese Freude zu fühlen, sollte man schon aufs Meer gehen. Ein schöner blauer Berg läßt sich in der Ferne

blicken. Wie ist doch die liebe Mutter Erde so herzig, so gut, so schön! Dort kommt schon ein Lotse her, der führt uns durch den Hafen nach New = York.

Den 26 Sept.

Nein, hier müssen Adam und Eva gelebt haben; hier ist das Paradies.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein.

Hier ist die wahre hohe Pforte, von der Natur selbst errichtet. Zwei Berge erheben sich majestätisch und bilden den Eingang zu dem Hafen; ist man zwischen ihnen durchgefahren, und befindet sich in demselben, so sieht man sich rings von schönen Bergen eingeschlossen, und die Stadt New = York liegt majestätisch vor uns. Hier haben wir nun Anker geworfen. Erst kam ein Arzt und visitirte unser Schiff; da alles gesund war, so erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren.

Ihr solltet die Wendungen sehen, die unser Schiff jetzt nehmen muß! — Plötzlich sehe ich vor mir einen hohen, steilen Berg; das Schiff wendet sich, und ein anderer schöner Berg steht

nahe vor mir, auf welchem bald hier, bald da ein prächtiges Haus hervorragt. Diese Wendungen, diese Veränderungen gehen vor sich schnell wie der Blitz; es ist ein freudiges Erschrecken.

Es kommt die Nacht, und schöner noch wird die Szene. Ueberall zündet man Lichter und Feuer an; ein großer, romantischer Anblick! Freundlich glänzen die Lichter in den einzelnen Landhäusern aus dem Gebüsche hervor; und der liebe, gute Mond, der freundliche, stille Gefährte der Nacht, o wie traulich erleuchtet er unsere glückliche Fahrt. Es wird Anker geworfen; morgen früh fahren wir in die Stadt. New-York formirt einen halben Zirkel; man sieht es an den Lichtern; das ist über alle Beschreibung schön. — Mein Karl will, ich soll doch einige Stunden schlafen; also, gute Nacht! Doch ich werde vor Entzücken kaum schlafen können.

Den 29 Sept.

Heiterer, fröhlicher, als heute, erwachte Eure Lotte noch nie; noch nie war ihr Gebet, ihre Unterhaltung mit Gott so groß und so innig, als an diesem Morgen. — Unaussprechlich reizend

ist die Aussicht auf die Ufer der beiden Flüsse, welche rechts und links von der Stadt liegen, und auf die benachbarten Inseln, besonders auf das große und schöne Long-Island. Man fährt bis an die Häuser; da kommen dann die Leute und beschauen einen, besonders Schwarze. Es ist doch komisch, so angegafft zu werden. Mein Karl war schon in der Stadt; er lief sich irre; fragte, schwatzte und schwatzte, aber niemand verstand ihn. Er nannte endlich den Namen unsers Schiffes, des Kapitäns und des Schiffeigenthümers; zu diesem führte man ihn, und dieser ließ ihn zu mir bringen. So gehts, wenn man seine Lotte verläßt.

Den 30 Sept.

Nun aber hört, was ich schon ausgestanden habe. Der lutherische Prediger, Herr Kunze, machte uns ein Logis aus. Unser Wirth, den mein Mann schon kannte, ich aber nicht (Karl vergaß auch mir zu sagen, wer er sei), kam gegen Abend an Bord; der Mann sagte uns, daß Briefe von Kamp *) da seien. Mein Karl ging mit

*) Der Ort, wohin Karl als Prediger berufen war.

ihm; die Matrosen gingen nun auch ihrem Vergnügen nach; der Kapitän und seine Gesellschaft eilten nach Hause; kein Mensch blieb auf dem Schiff zurück, als ein alter Mann und ich. Der Abend kam, und mir wurde bange; denn den Tag über waren so viele junge Herren auf dem Schiffe gewesen, die mich neckten, mir sagten, Europa sei lange nicht so schön, als Amerika, u. dgl. Ausserdem, könnte dies kein Seelenverkäufer gewesen sein, mit dem mein Karl fortging? — Es wurde Nacht, und mein Freund kam nicht. Ich weinte, rang die Hände; in der Kajüte konnte ichs nicht länger aushalten; ich stieg aufs Verdeck und legte mich in ein Eckchen, wo mich kein Mensch bemerken konnte. Ich hörte zwei Menschen kommen. O das ist mein Karl! Oder sind es vielleicht zwei Kerls, die mich, Gott weiß wohin, abholen wollen? — Es waren zwei Bursche, welche unser Schiff beschauten und dann wieder zurückeilten. Meine Angst artete nun in Verzweifelung aus; allein, in einem fremden Welttheile, fremd mit allem; ich hatte keine Thränen mehr; ich kniete nieder: „Gott", rief ich, „meinen lieben Mann muß ich also schön wieder verlieren, auf eine so schreckliche Art, in

einem fremden Lande!“ — Denn daß Karl ein Raub der Seeräuber geworden sei, schien der schwachen Lotte nun schon ausgemacht. — Ich riß mein Halstuch ab, das Kleid auf; denn mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. „Lotte, Lotte!“ sagte ich, „ist denn kein Vater mehr im Himmel? Fasse Muth, deine Stütze, dein Karl ist für dich verloren; sieh nun, wie du dir selbst helfen kannst.“ — Ich holte nun in der Kajüte meine Papiere, und legte mich wieder hinter das Ankerseil und hinter die Mastbäume. Ich dachte: kommen nun Kerls, die mich ängstigen wollen, so laufe ich in die Stadt, und schreie, was ich schreien kann; ich lasse mich zu Herrn Pfarrer Kunze führen, und zeige ihm meine Papiere; der schützt mich. Durch solche Gedanken wurde mein Herz leichter; ich konnte nun wieder weinen. So lag ich nun noch lange in dieser stillen, schwarzen Nacht; ich hörte etwas kommen; die Stimme meines theuern Karl verkündigte mir seine Ankunft. O wie war mir doch so wohl; ich war ganz ausser mir, und konnte mich kaum fassen vor Freude. Unser Wirth und er erzählten mir nun, sie seien bei so guten Menschen gewesen, die sie äusserst freundschaftlich behandel-

ten und nicht früher fortliessen. *) — Es wurde beschlossen, daß unser Wirth uns des andern Tages abholen sollte. Aber des andern Tags gings anders! —

Ein Kapitän kam, um unsere Koffer zu visitiren; doch sagte er uns gleich mit der größten Höflichkeit, wir könnten reisen, wohin wir wollten, er würde unsere Koffers nicht untersuchen. Unsere Sachen sollten nun eben aufgeladen werden, da kam ein artiger Mann und redete meinen Karl an: „Sie sind vermuthlich der nach Kamp berufene Prediger aus Deutschland?" — Der bin ich, sagte Karl. — „Wollen Sie mit mir in meine Wohnung gehen, wollen Sie mit dem, was ich Ihnen leisten kann, vorlieb nehmen, so kommen Sie mit mir." — Wir nahmen dies freundliche Anerbieten an, und gingen in Gottes Namen mit.

O wie war es in seinem Hause so schön! — Seine Frau und seine zwei liebliche, blühende Töchter bewillkommten uns so herzlich und freundlich; sie gaben uns die Hände; ich küßte sie. Sie

---

*) Von hier an hat die gute Lotte ihr Tagebuch meist ohne Datum fortgesetzt.

überhäuften uns mit Freundschaftsbezeugungen, und thaten alles, was uns Freude machen oder uns nützlich sein konnte. Sie halfen uns einkaufen; den ganzen Tag gingen sie mit uns in New-York herum; Herr Gilfort (dies ist sein Name) mit meinem Mann, Miß Gilfort mit mir.

New-York ist eine schöne, freundliche und liebliche Stadt. Und ein Luxus herrscht da, so kann er nur in London und Paris herrschen. — Die Mädchen (um es nur mit einem Worte zu sagen) gehen halb nackt, aber mit ausserordentlich viel Geschmack und Eleganz, ganz à la française. Schönere Gestalten habe ich in meinem Leben nicht gesehen; die Gesichter ein wenig zu bleich, aber ein göttlicher Wuchs, eine reizende Tracht!

Freitags kamen wir bei Herrn Gilfort an; Sonntags predigte mein Karl für Herrn Kunze, und wir speiseten bei ihm zu Mittag.

Denkt nur, die Madame Gilfort ist aus Frankenthal; sie kannte unsere und meines Karls Familie sehr gut; mit unserm Vater ist sie konfirmirt worden, und in unsers Großvaters Hause war sie ganz einheimisch. Unser Freund, Herr Pfarrer K... in Heidelberg, war ihr innigster

Freund. Sie reisete einmal mit ihrem kranken Mann von Amerika aus nach Wiesbaden; da besuchte sie K... mit seiner Gattin.

Montags nahmen wir von Gilforts, unsern guten und lieben Freunden, mit Dank und Thränen Abschied. Nun kamen wir auf den Hudsonsfluß. Das ist eine göttliche Fahrt; noch schöner, als die Rheinreise. Im Ganzen hat er keinen starken Fall, und Ebbe und Fluth erstrecken sich daher weit in den Fluß hinauf. Er gewährt eine angenehme und interessante Reise. Manchmal scheinen die Berge ganz zusammen gewachsen, und kein Ausweg scheint möglich; plötzlich zeigt sich wieder ein Weg durch die steilen Berge, und man kommt auf eine prächtige Ebene. Fünf Tage fuhren wir auf dem herrlichen amerikanischen Rheine. Unser schönes Schiff wurde nur durch den Wind und durch Ebbe und Fluth getrieben. Einmal lagen wir vor Anker; der Kapitän, sehr brav, so wie seine Leute, ließ uns in einem Bote ans Land bringen. Wir stiegen einen hohen Berg hinan; da lag vor uns eine große schöne Ebene, eine Festung mit schönen Häusern und Kasernen, und rund umher war die herrlichste Aussicht. Ermüdet vom langen Genusse

eilten wir unserm kleinen Bote zu, welches uns glücklich an das Schiff zurück brachte.

Nach einer Fahrt von fünf Tagen und fünf Nächten langten wir in Rheinbeck*) an. Weil wir so lange ausgeblieben waren, hatten die beiden Gemeinden gedacht, ihrem künftigen Prediger sei ein Unglück widerfahren, und unsere Ankunft schien sie angenehm zu überraschen.

··········

Wie schön alles in dem Bauernhause ist, worin wir zuerst abgetreten sind! — Der Vater vom Hause sagte zu mir: „Du mußt ein Mitschen tragen." — Ein Mitschen, was ist das?

---

*) Rheinbeck oder Rynbeck ist ein sehr wohlgebauter Ort, von 4000 Einwohnern, in der Grafschaft Dutcheß, welche zu der Provinz New-York gehört. Diese Grafschaft ist zum Theil sehr gebirgig und holzreich; ein Theil ist aber ausserordentlich fruchtbar an Getraide; hier wohnen viele deutsche Kolonisten, besonders aus den Rheingegenden. Rheinbeck liegt am Einflusse des Flusses Landsmanns-Kill in den Hudson; der Waizen soll hier manchmal vierzigfältig tragen; nicht weit davon liegt die Ortschaft Kamp, welche aber jetzt zu Columbia gerechnet wird. E.

fragte ich. — „Eine Haube." — Ich lächelte, und versprach ihm, Hauben zu tragen.

Die Rheinbecker brachten uns nach Kamp oder Germantova, wo das Pfarrhaus steht. — Was Euch das für ein Aufstand war in der ganzen Gegend, als wir ankamen! Es wurden gleich reitende Boten ausgeschickt, mit der Nachricht, der Domine *) sei angekommen, und habe ein allerliebst, klein, jung Weibchen mitgebracht. Hört, wie wurden wir begafft, wie wurden wir behorcht; mir war mein Leben zur Last. Besonders hart war der erste Sonntag. Die Kirchenältesten begleiteten uns in die Kirche. Weil nun die Leute weit von der Kirche entfernt wohnen, so reiten oder fahren sie dahin. Als wir nun ankamen, war es uns, als kämen wir auf den B.U.r Markt, bei W.... O es wandelte uns eine Freude an; denn wir glaubten schon unsern lieben Onkel P... und dich, lieber Bruder, mit deiner Louise, und mehr solche Lieben anzutreffen. — Aber, aber, wenn Ihr hier, auf dem Lande, den Luxus und den Putz sehen solltet,

*) Eine bei den Holländern gewöhnliche Benennung der Prediger.

Ihr würdet Euch von Euerm Erstaunen gar nicht erholen können. Die Weiber und Töchter der Bauern kleiden sich viel flotter, als ich; ich nehme der Kleidung nach den letzten Rang unter ihnen ein, und will ihn behalten. Ihre Kleider sind gemacht wie die unserer ersten Damen; sie tragen niedliche Hütchen, Florkappen u. dgl. Auch die Mannspersonen tragen sich sehr flott; ganz nach französischem Schnitt.

Als die Kirche zu Ende war, wurde mein Sitz von dem weiblichen Publikum belagert; alles wollte die Jefrau sehen — Jefrau ist ein Ehrentitel, den nur die Frau des Domine bekommt.

....

Wir sind sehr geehrt, und die Gemeinde ist sehr zufrieden, daß ihr Domine eine Frau mitgebracht hat.

....

Die Amerikaner scheinen sehr zur Verschwendung geneigt; sie leben flott im Essen, Trinken, Spiel u. dgl.; ihre Frauen und Mädchen arbeiten weit weniger, als wir deutsche Weiber. Durch Moralität und Religiosität zeichnen sie sich eben

so wenig wie die Männer aus. Schlau sind sie in hohem Grade, aber dabei sehr unkultivirt*); ist man in einer Gesellschaft und spricht nicht so platt wie sie, so verstehen sie einen nicht. Weil sie so im Putze stecken, glaubt man in einer Gesellschaft gebildeter Leute zu sein; hört man sie aber sprechen, so ist man wie aus den Wolken gefallen. Aber, bei Gott, schöne Menschen sind hier; doch alles ist kokett, Männer eben so sehr als Weiber. Jedoch muß ich auch das Gute von unsern Leutchen sagen: sie sind bei alle dem sehr gutmüthig, und dies zeigen sie uns auf jede Art. Sie brachten uns gleich alles, was man in der Haushaltung nöthig hat, so reichlich, daß wir nicht wußten, was wir damit anfangen sollten. Unsere Haushaltung ist eingerichtet, als führten wir sie schon einige Jahre. Hört nur, ihr Weibleins, wie's mit der Haushaltung steht.

Eine gute Kuh und zwei Schweine kauften wir uns, so theuer wie in Deutschland; aber Hühner, Welsche u. dgl. schenkten uns die Leute

*) Es ist wohl kaum zu bemerken, daß alles dies auf einen großen Theil der Eiwohner der Stadt New-York, die sehr kultivirt sind, nicht paßt. E.

in Menge, so wie das Futter für all unser Vieh; Fleisch, Würste, Butter, Mehl und Honig wird uns in Ueberfluß zugeschleppt. Sie holen uns in ihren Wagen ab, um uns zu traktiren. Unser nächster Nachbar, Haber, der ein paar tausend Schritte von uns entfernt wohnt, holte uns neulich ab, zum Abendessen. Als wir ankamen, standen schon Erfrischungen bereit, Wein, Zukkerwerk und herrliches Obst; nach einigen Stunden ging es zur Abendmahlzeit, bei welcher ein excellenter welscher Hahn sich vorzüglich auszeichnete. Es ist entsetzlich, was man hier zu Lande essen muß. Beim Abschied gaben sie uns noch gewiß ein halbes Schwein, Eier, Aepfel, Würste u. s. w. mit.

Uebrigens hat mein Karl viele Mühe mit dem rohen, verwilderten Volke; nein, einen dummen Mann möchte ich wahrhaftig hier nicht haben. Sonst kamen die Bauernbursche ins Zimmer, ohne nur den Hut abzunehmen; mein Karl nahm aber immer die Mütze ab, und legte sie fein neben sich hin; ich that nach meiner Art desgleichen. Ein Knabe kam in die Stube und behielt seinen Hut auf; Karl sagte ihm: wenn man zum Domine geht, so zieht man den Hut ab, und setzt

ihn nicht eher auf, als bis man weit von ihm ist. Nun sollt ihr sehen, was die Bauern für Kratzfüße machen, und wie tief sich die alten Weiber verneigen. Ich, so klein ich bin, sehe dann ganz stolz, aber doch freundlich und graziös auf sie herab. *)

....

O wäre doch mein Lenchen oder meine Henriette bei mir, dann wäre ich ganz glücklich, ich hätte alles, was mein Herz wünscht. Sonst fehlt mir nichts, als eine von Euch, Ihr Lieben. Wir haben an nichts Mangel; mein Mann liebt mich; von den beiden Gemeinden sind wir geschätzt; wir sind gesund und frohen Muths.

Und hiemit schliesse ich mein Tagebuch, froher noch, als ich es anfing; dafür dankt mit mir unserm guten Vater im Himmel. Auch Euch, meinen lieben und theuern, o meinen unvergeß-

---

*) Ich hoffe weder bei der guten Lotte noch bei dem Leser Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich erstere hier und in andern Stellen in ihrer ganzen Individualität erscheinen lasse, welche freilich manchmal an wirkliche Schwachheit gränzt, übrigens aber sehr liebenswürdig ist. E.

lichen Geschwistern, dankt Euere Lotte für — Alles — aber besonders, daß Ihr mich den Weg der Tugend gehen lehrtet. Gewiß, gewiß ich werde diesen Pfad der Ruhe und Zufriedenheit nie verlassen.

Kamp, am letzten Tage
des Jahrs 1802.

Euere Lotte.

Kamp, den 1 Januar 1803.

Glück zum neuem Jahr, Ihr alle meine Lieben! Länder und Meere trennen mich von Euch, aber doch bin ich bei Euch; meinem Herzen, meiner Liebe ist der Raum nicht zu groß.

Ich habe in meinem Tagebuche noch einige Blätter übrig; darin will ich von Zeit zu Zeit noch etwas für Euch aufschreiben, was Euch vielleicht interessiren wird.

Vor allem eine Nachricht, die Euch gewiß Freude macht. Das Pfarrhaus ist baufällig und weit von dem Pfarrgute entfernt; daher hat sich die Gemeinde Kamp erboten, uns ein neues

Haus auf das Pfarrgut zu erbauen. Mein Karl und ich, wir haben schon den Platz besichtigt, und in Gedanken bauen wir nun schon Tag und Nacht Häuser. O Kitty, wärst du doch hier, du solltest Plane machen helfen.

Die Sache ist nun in Ordnung; die Gemeinde baut das Haus nach dem Plan, welchen wir ihr vorgelegt haben. Wir haben eine kindische Freude über das Betragen unserer Leutchen. Sie haben schon das Holz zum Bau gehauen. Denkt Euch, welch ein Vortheil für uns; wir kommen nun auf unser Land zu wohnen; unten am Land fließt ein allerliebster Bach; jenseits des Baches liegt unser Wald, ein prächtiger Wald, und das Holz ist unverbesserlich. Sagt Euerm Apotheker, ich wünsche ihm von Herzen all den Sassafras, welcher in unserm Walde wächst — mit Freund R.. werde ich einen Handel anfangen — es sind hübsche, schlanke Bäume. Auch der Zuckerahorn wächst in Menge in unserm Walde. Ein hoher und schöner Baum. Im Frühjahr macht man einen Einschnitt in den Stamm, woraus dann ein angenehmer, süßer Saft träufelt, welcher recht gut schmeckt. Aus diesem kann man Essig machen, oder durch Kochen und Abschäumen einen Zucker,

der recht gut und gesund ist. *) Südfrüchte haben wir zwar keine hier, aber das andere Obst sehr gut, so gut wie in unserer lieben Pfalz.

Das wäre alles recht gut und schön; nur das ist fatal, daß fast alles, was man kaufen muß, verzweifelt theuer ist, noch einmal so theuer, als bei Euch. Es wird mir oft ganz bange dabei.

Die gewöhnliche Lebensart hier ist folgende: Um 10 Uhr frühstückt man, um 2 Uhr ißt man zu Mittag, um 5 Uhr wird Thee getrunken, und um 9 Uhr zu Nacht gegessen. Und dabei wird gegessen, ich möchte fast sagen gefr..., daß es ganz ungeheuer ist. Ihr seht, vor dem Verhungern ist man in der neuen Welt geschützt.

Die Gegend unsers Aufenthaltsortes ist romantisch und schön. Die Häuser stehen einzeln

---

*) Ausserdem haben wir in unserm Walde Linden-, Kastanien- und Nußbäume. Die Kastanien sind süßer, aber kleiner, als bei uns; die Nüsse sind hart, wie Knochen; das Nußholz ist überaus schön, fast wie Mahony, und auch zum Brennen vortrefflich. Man sammelt Kastanien und Nüsse so viel man braucht, das übrige läßt man für die Schweine liegen. Das Holz ist übrigens hier so rar wie bei uns; um so mehr Werth hat unser kleiner Wald. Er ist fünfundsiebenzig Morgen groß.

und sind von den dazu gehörigen Aeckern und Obstgärten umgeben. Die Einwohner verfertigen sich ihre meisten Bedürfnisse selbst, z. B. das Tuch von der Wolle der Schafe, welche sie in Menge haben; die Weiber weben selbst, machen Lichter, Seife, Hefen, Stärke u. s. w., weil selten so etwas in der Nähe zu kaufen ist. Daher war ich anfangs in mancher tüchtigen Verlegenheit, ich wills nur gestehen.

Man sollte sich doch wahrlich erst recht bedenken, ehe man in fremde Länder und Welttheile zieht. Wir hatten zwar Empfehlungsschreiben genug, aber es ist sonderbar, daß uns fremde Menschen gewöhnlich geneigter waren und mehr Freundschaft erzeigten, als die Leute, an welche wir empfohlen waren.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich jemanden rathen soll, hieher zu kommen. Indessen wer großen Hang dazu hat, den könnt Ihr versichern, daß er Rath Hilfe und Beistand bei uns finden kann. Das war unser erster Vorsatz, als wir hieher kamen, einem jeden Nothleidenden, besonders jedem Fremden, zu helfen so viel in unsern Kräften steht. Hat ein Mädchen oder ein junger Bur-

sche etwa Lust, zu uns zu kommen, so sollen sie es recht gut bei uns haben.

Als wir ungefähr vierzehn Tage hier waren, kam ein Einwohner aus Rheinbeck, Namens Debus, zu uns, und holte uns in sein Haus ab. Ich kann Euch nicht beschreiben, was ich da für herzgute Menschen fand; sie waren so gastfrei, so dienstfertig, und halfen mir aus einer Menge kleiner Verlegenheiten. Bei der ersten Predigt, welche mein Karl in Rheinbeck hielt, wurde ich krank (Hr. Pfarrer Doll führte ihn durch eine sehr rührende Rede ein, wünschte uns beiden und der Gemeinde recht herzlich Glück, und wenn er Deutschland oder gar mein liebes Heidelberg erwähnte, ach, da wurde mirs so unaussprechlich wehmüthig, daß nach der Predigt mein ganzes Wesen erschüttert war). Die gute Familie Debus verpflegte mich zwei Tage lang sehr sorgfältig in ihrem Hause; dann mußte mich die Mutter zurück begleiten, damit mir ja nichts unterwegs begegnen möchte. Vier Tage nachher kam die ganze Familie, um zu sehen, wie ich mich befinde; die alte Mutter mußte hernach noch acht Tage bei mir bleiben, bis ich wieder ganz gesund war. Der brave Debus ist ein Deutscher, ein Hesse.

Ich möchte doch wissen, wer all mein Tagebuch lesen wird. *) Meine R...? Nein, die hat keine Zeit. Deswegen sollst du, lieber Bruder, sie tausendmal grüßen, und ihr sagen, daß ich sie und ihre Schwester zärtlich liebe. — Aber die Lotte von Sp... soll es lesen; sie soll lesen, wie dankbar ich ihren Eltern bin; denn das reine Freundschaftsglück, welches ich in Sp... genoß, habe ich sonst nirgends gefunden, und werde es auch nirgends mehr finden. Tausend Dank dafür meinem lieben W... und seiner theuern Gattin. O wie ist die Erinnerung an die verflossenen Zeiten und an das Vaterland meinem Herzen so süß; wie erfüllen die Bilder meiner Geliebten jenseits des Meeres meine ganze Seele! — Ihr seid meine liebste, meine angenehmste Unterhaltung, meine Gesellschaft, meine Vertrauten, meine unzertrennlichen Gefährten.

Als mein Mann zum ersten Male Kinder konfirmirte, war eine Frau darunter, die selbst schon

---

*) Ich hoffe, die gute Lotte wird mir verzeihen, wenn ich ihrem einfachen, anspruchlosen Tagebüchlein noch mehr Leser verschaffe. Wenigstens alle guten, weiblichen Seelen müssen zu ihren Freundinnen gehören. E.

Mutter von zwei Kindern war; und gestern war eine Frau hier, die wünscht sammt ihren vier Kindern konfirmirt zu werden. Auch taufte er Kinder, die schon ein Jahr alt waren; ja neulich sogar einen fünfjährigen Knaben; als ihm dabei ein wenig Wasser ins Gesicht kam, schüttelte der kleine Schelm den Kopf und lachte. Auch Neger tauft er zuweilen; ach, so schwarze, so schwarze! Neulich z. B. eine Mutter mit drei Kindern. Ich war bei dieser mir sehr rührenden Taufe zugegen. Ich dachte mir dabei, daß diese Menschen jetzt einen Schritt vorwärts thun, zu einem edlern, höhern, glücklichern Leben. Denkt nur, unsere guten Christen nehmen Anstoß daran, wenn ich sage: mein Mann — mein Karl — mein Lieber; ich soll ihn Domine nennen; das kommt mir gar zu komisch vor. Auch soll er mich ja nicht Frauchen, oder Lottchen, oder so etwas nennen, sondern Mistriß Fox. Denn auch seinen deutschen Namen Fuchs hat er ins Englische übersetzen müssen; er heißt jetzt Fox, daß ihrs nur wißt, wie jener berühmte Engländer. Doch unter uns können wir uns unmöglich an jene steifen Benennungen gewöhnen.

Kitty hätte mir gern aufbinden mögen, es wären Rennthiere hier; das wissen wir nun besser; aber Pferde hat man desto mehr; daher geht man fast nirgends zu Fuße hin; man reitet oder fährt; im Winter gibts herrliche Schlittenfahrten. Doch haben wir diesen Winter wenig Schnee.

In Rheinbeck ist auch ein lutherischer Prediger, ein artiger Mann; seine allerliebste Frau ist aus Westindien. Da sie also ein warmes Klima gewohnt ist, so macht sie ihr jetziger Aufenthaltsort kränklich, und ich fürchte sehr für sie. O wie bedaure ich sie! Ihr Anstand, ihr ganzes Wesen beweiset eine gute Erziehung; kurz, ich bin sehr für sie eingenommen, und hoffe in ihr eine Freundin zu finden. Aber ich will vorsichtig sein, und sie erst näher kennen lernen; denn ich bin mißtrauisch geworden, und (ich wills nur gestehen) ich liebe das amerikanische Volk nicht.

Die beiden Gemeinden sind stolz auf uns.... „Gott weiß, rechte Ehrenleute sind es", sagte neulich ein kluger Bauer, „die müssen von schönem Herkommen sein." — Sie haben diese Woche das Bau- und Brennholz für uns gefahren. Ich gab bei der Gelegenheit eine Mahlzeit; das machte ihnen ungemein viel Vergnügen. — Apropos,

meine Damen, die schönen Messer und Gabeln, welche ich mitgebracht habe, werden ungemein bewundert; das ist mir natürlich sehr schmeichelhaft.

Hört nur, was Ihr alles schon bei uns antreffen werdet, wenn Ihr uns besuchen wollt. Drei Kühe, acht Schafe, vier Schweine, eine Menge welsche und deutsche Hühner, Enten und Gänse. Ausserdem findet Ihr, versteht sich, auch meinen Herr Gemahl, Lisetten und mich; aber von einem kleinen Geschöpfchen, welches man Kind nennt, weiß Euere Lotte noch nichts. — Mein Karl, ich wiederhole es Euch zum tausendsten Male, mein Karl macht mich unaussprechlich glücklich; o gewiß, ich habe den besten und edelsten aller Männer! Er ist mir der reichste und beste Ersatz für Alles, was ich schon gelitten habe; für allen Undank, für alle Verläumdungen, die einst meinem Herzen Wunden schlugen.

Ich muß Euch doch auch etwas von der amerikanischen Landwirthschaft erzählen, so viel ich davon weiß.

Die Leute hier haben viel Vieh; aber es ist keine Stallfütterung; es bleibt den Sommer über beständig auf der Weide, auch selbst des Winters

kommt es oft unter kein Obdach; daher melken die Mädchen die Kühe auf den Wiesen (das ist allerliebst), und bringen die Milch in Eimern nach Hause. Jede Haushaltung hat ihren Obst- und Küchengarten. Den Ackerbau treibt man lange nicht so gut, wie in unserer lieben Pfalz; gewöhnlich wird der Boden nicht gedüngt, und nur nachläßig gepflügt, und doch trägt er meistens reichlich; selten mißräth eine Erndte. Die Bauergüter sind sehr groß, und auf eine sonderbare Art eingezäumt. Hohe Stangen sind wie Gabeln eingeschlagen; in diesen Gabeln liegen nun wieder dicke Holzstücke in die Quere. Diese ungeheuern Umzäunungen führen nach und nach den Holzmangel herbei, oder vergrößern ihn. Meistens hält der Bauer zehn bis eilf Pferde auf dies Gut. Alle Samenfrüchte sind kleiner, als bei uns. Die Schweine läßt man immer im Freien herum laufen, aber man macht ihnen Joche an den Hals, damit sie nicht durch die Zäune schlüpfen können. Bei allem dem ist der Geldreichthum noch gering; das Geld ist selten.

Oefen hat man selten hier; auch keine Heerde in den Küchen. Das ist eine erbärmliche Kocherei. Man muß sich zu sehr bücken. Jeden Sonn-

abend waschen und putzen die Weiber ihr ganzes Haus. Eben wascht Lisette unsere Wohnstube. Das muß gar die Woche zweimal geschehen. Eine wahre Plage! Ihr seht wohl, die Einwohner haben in den Sitten so wie in der Sprache manches von den Holländern und Engländern angenommen. Kommt man am Tage zusammen, so gibt man sich die Hände und sagt: „How do you“ (wie befinden sie sich?); geht man fort, so sagt man: „Farewell“ (lebe wohl!). Bekommt man Besuch, so geht man ihm nicht entgegen, begleitet ihn auch nicht beim Weg gehen.

....

Wie freue ich mich auf den Mai, der nun bald kommt! Der soll ganz göttlich hier sein. Um diese Zeit ist auch die Fischerei in dem Hudsonfluß sehr wichtig (wir können ihn aus dem Fenster sehen); er hat dann viele und gute Fische, als: Hausen, Störe, Salmen, Aale, Hechte, und eine Menge mir ganz unbekannter Arten, und jedermann kann nach Belieben seine Netze auswerfen. Will man sich nicht selbst die Mühe nehmen zu fischen, so kauft man einem andern

den Zug ab, welchen er zu thun im Begriff ist. Ist man glücklich, so kann man in einem Zug 600 bis 800 Fische bekommen. Wir lassen uns jetzt ein Faß machen, um Fische einzusalzen. Man hat dann den ganzen Winter Fische zu essen, und zwar recht delikate; besonders schmecken sie gut, wenn man sie im Schornstein ein wenig räuchert. Sie sind von den deutschen Fischen sehr verschieden, halb See- halb Flußfische. Auch prächtige Vögel sehe ich zuweilen hier. Gegen uns über sehen wir Berge, welche beinahe an den Himmel stoßen. Da halten sich Klapperschlangen und Bären auf. Wenn der Fluß zufriert, kommen sie zuweilen herüber; sie thun aber keinen Schaden. Auch Stinkthiere gibt es hier und Waschbären. Die Rücken und Schinken der jungen Bären werden für Leckerbissen gehalten; sie sollen auch wirklich sehr wohlschmeckend sein.

Als wir hier ankamen, konnten uns die Leute nicht verstehen; sie haben nie hochdeutsch gehört, und ihre eigene Sprache ist mit einer Menge plattdeutscher, holländischer und englischer Worte vermischt. Als der Vorgänger meines Mannes, Herr Schäfer, abgeholt wurde, sagten seine

Bauern von Schehobarie zu ihm: „No du Klaner, bischt bald getha? Daß mer doch en mol uf de Pad kommt.“ Ich habe mir schon viel solcher Worte angewöhnt, und auch mein lieber Fox, selbst auf der Kanzel. Sonst verstehen einen die Leute nicht.

Noch einmal muß ich Euch etwas von unserer Wirthschaft vorschwatzen. Diesen Winter hatten wir uns zwei Schweinchen gekauft, gar elende, magere Dingerchen, und nun sind sie schon so prächtig, daß unser Nachbar für eins derselben zwei von den seinigen geben will, die doch weit älter sind. Kommt nun das Frühjahr, so machen wir ihnen Ringe von Drath in die Nasen, damit sie nicht im Lande wühlen können, und thun ihnen Joche an, damit sie nicht durch die närrischen Zäune schlüpfen können. Da laufen sie dann das ganze Jahr herum. Doch genug von den Schweinlein.

Den 18 März 1803.

Das Frühjahr kommt; es ist jetzt göttlich bei uns! — Von unserm Wohnzimmer aus haben wir die reizendste Aussicht von der Welt. Vor

uns sehen wir den herrlichen Hudsonsstrom in seiner großen, reinen Spiegelfläche; jenseits desselben erheben sich amphiteatralisch die prächtigen Gebirge; erst kommen Hügel, dann Berge, die immer höher werden; die ganze Gruppe wird geschlossen durch die ungeheuern, die unermeßlichen blaue Berge; sie scheinen den Himmel mit der Erde zu vermählen; ich möchte sie die Berge Gottes nennen. — Täglich seh' ich Schiffe auf dem Hudson.

Es ist bald Zeit, daß ich mein Tagebuch schließe; den alle meine Federn werden sammt den Gedanken stumpf. — Nicht wahr? — Ich hab' Euch doch manches Zeug gekritzelt. — Doch, bei Gott, alles was Euch Eure Lotte sagt, ist die reine heilige Wahrheit.... Nun, das Blatt muß doch noch voll geschrieben werden: Ich freue mich recht auf die Zeit, wenn das Obst reif ist. Es ist trefflich und im Ueberfluß hier, vorzüglich Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Pfirschen. Des Winters ißt man zum Thee, delikate eingemachte Pflaumen und Pfirschen. — —

Auch Aerzte hat man schon in diesem neuen Lande. Mit einem derselben, einem Schotten,

haben wir schon Bekanntschaft gemacht. Ein feiner und artiger Mann. Die Zahl der Hebammen übersteigt die der Aerzte bei weitem; aber sie sind wirklich auch ein sehr nothwendiges Uebel hier. Denn Kinder giebt es hier so viel, wie Sand am Meer und Sterne am Himmel. In manchen Häusern sind 10, 12 — 14 Kinder.

Gestern sagte einer der Kirchenältesten zu meinem Manne: wir bauen freilich jetzt ein neues Pfarrhaus, aber wird unser Domine auch wohl sein Leben bei uns zubringen? — Karl freute sich über diese Frage und antwortete gerührt: ja; ich bin bis jetzt mit Euch zufrieden; das werde ich auch nach Deutschland schreiben. — O, riefen sie alle, Gott sei Lob und Dank. — Ich bleibe bei Euch, sagte mein Karl, es sei denn, daß ich in mein Vaterland zurück kehre. — Dagegen können wir freilich nichts einwenden, antworteten sie traurig. — Der Platz zu Garten und Haus ist nun abgesteckt; auch wollen sie uns einen Baumgarten anpflanzen. — O, wir leben wirklich gar zu angenehm hier.

Den 21 März.

Ein fürchterlicher Sturm wüthet; heute ist Aequinoktium, und ein halbes Jahr, daß wir so in Gefahr schwebten. Gott sei allen, die sich auf der See befinden, so gnädig, als er uns war. —

Den 22 März 1813.

Wie vielerlei hat sich doch nicht zugetragen, seitdem ich nicht mehr geschrieben habe. — Seitdem haben wir unsern Garten angepflanzt, und ich habe die allerfrühsten Pflanzen, und alles am besten und schönsten. Aber wir arbeiten auch tüchtig. O, mein Mann und ich, wir sind so fleißig, so thätig, und glücklich in allen unsern kleinen Unternehmungen. — Denkt nur, wie sich unsere Reichthümer vermehrt haben! Gestern machte eine von unsern Kühen ein Mutterkälbchen, beinahe gerade vor unsere Thüre; wir thaten das Geschöpfchen in einen Zuber, und schleppten es in den Stall. Auch eine Glucke mit eilf Hühnchen habe ich schon; und ein welsches Huhn mit 13 Jungen. — O, Jammer, daß ich keinen Raum mehr habe, um Euch weiter zu erzählen, wie reich wir diese Woche geworden sind.

Hier endigt sich Lottchens Tagebuch; die letzte Seite war bis ans letzte Eckchen voll geschrieben. Die neuesten Briefe, welche ich von ihr in Händen habe, reichen nur bis zum 1 August 1803. — Sie sind voll von der Bestätigung des bisher schon gesagten. Voll Sehnsucht nach ihren Geliebten im deutschen Vaterlande, voll Aeusserungen der zärtlichsten Liebe zu ihrem Karl, dem sie Vaterland und Freunde zum Opfer brachte, um ihm in einen fremden Welttheil zu folgen, um in ihm, mit ihm, durch ihn, glücklich zu sein. — Von den Einwohnern bemerkt sie: Reichthum ist selten bei ihnen, weil Luxus und Ueppigkeit viel zu sehr unter ihnen verbreitet sind. Es herrscht Geldmangel. Man wünscht Krieg in Europa, weil dabei Amerika immer gewinnt, an Geld; an Menschen; im Handel. —

Vor etwa drittehalb Jahren schrieb Karl, daß seine Lotte sich nicht ganz wohl befinde. Seitdem ist kein Brief mehr angekommen. Ich weis daher nicht, ob Lotte den Lohn ihrer Thätigkeit, ihrer Tugend, ihrer heroischen Aufopferungen noch diesseits, oder vielleicht schon jenseits erndtet. —

E.

Pedro und Flaminia
oder
die Wette um das Grüne.

Ein Maiangebinde.

(Aus einer nach dem Leben entworfenen größern Erzählung — zur Charakteristik römischer Denkart und Sitten: Pedro und Flaminia oder die Geschichte zweier Liebenden.)

Es ist an mehrern Orten in Italien, besonders aber in Rom sittlich, daß gute Bekannten und auch wohl Personen, die sich wenig kennen, aber etwas näher mit einander bekannt zu werden wünschen, im Frühling — gewöhnlich mit dem ersten Mai ein kleines Wettspiel verabreden, das sie far il verde, die Wette um das Grüne nennen.

Jemand, der zu dem Spiel Lust hat, fragt heiter bei irgend einer Person an: vegliamo far il verde? „wollen wirs versuchen, wer von uns dem

Andern die Maiwette abgewinnen möge?“ — Wird der Vorschlag mit einem gemüthlichen si (ja) beantwortet, dann bestimmt man den Preis der Wette, *) und es werden gewöhnlich etliche Klauseln gemacht.

Das Spiel selbst besteht nun in folgendem: Die Wettenden bestimmen, irgend ein grünes Kraut, gewöhnlich Fenchel, (finochio) und versprechen dieses Kraut, zu jeder Stunde, den ganzen Monat hindurch, frisch bei sich finden zu lassen. Das letzte ist eine Hauptbedingung, deve tingero il muro, es muß an die Mauer gerieben, die Mauer grün färben, folglich nie verwelkt sein. Die Wettenden haben zu aller Zeit das Recht zu fragen: dov' è il verde? (wo ist das Grüne?) und es muß auf diese Frage vorgezeigt werden. Hat der eine das verde nicht bei sich, ist es verloren, ist es etwa von einem vorigen Tage, so muß die Wette bezahlt werden. Gewöhnlich finden einige Klauseln statt, ehe man die Wette eingeht, z. B., daß man das Grüne dem andern nicht mit Gewalt rauben, noch durch

*) Ein Tuch, einen Ring, eine weibliche Arbeit oder sonst etwas, das einen gewissen Werth hat.

andere stehlen lassen dürfe; auch werden wohl die Stunden, da man sich ausgekleidet im Bette befindet, ausgenommen. Oefters aber, zumal bei geübten Spielern, werden gar keine Klauseln gemacht; ja man fordert die wechselseitige List und Arglist malizia auf. Solche Personen schlafen mit dem finochio, erneuern es jeden Morgen, tragen es in einem Säckchen von Leinwand immer auf der Brust u. s. w.

Dies Spiel gewährt unzähligen jungen Leuten vielen Spaß und heitere Unterhaltung. In der Regel machen Personen der beiden Geschlechter, häufig aber auch Freunde mit Freunden und Freudinnen mit Freundinnen die Verabredung.

Die Idee dieses Spiels ist zu einer erheiternden Unterhaltung vollkommen geeignet. Der Frühling wird mit der unschuldigen Neckerei aufs natürlichste in Verbindung gesetzt, denn es ist ein Maispiel. — Man beschäftigt sich mit einem Nichts, das aber doch eine Menge heitere Ideen erweckt. Die Hoffnung zu gewinnen, ist gleichsam eine Neckerei; beim Verlieren hat man die Freude einem andern diesen Kranz aufzusetzen. — Ist nun gar ein Herzensinteresse bei den Wettenden im Spiel, dann hat die kleine Frage: dov'e

il verde? und das Recht zu dieser Frage, unbeschreiblich süßes. Alle Modifikationen der Herzensstimme lassen sich in diese Frage legen und tausend kleine Nebendingen flattern wie Amoretten um das immer frische, immer grüne Zeichen der erwählten Maipflanze.

Daß nicht alle dieses Spiel sinnig zu nehmen wissen, (con tutti gli sentimenti, mit allem was die Seele hineinlegen kann) ja daß viele blos des verabredeten Gewinns wegen spielen und einzig diesen vor Augen haben, versteht sich von selbst. — Der Sinn der Schlauheit oder das gemeinere Interesse herrscht in dem Charakter der Italiener vor, während er in dem deutschen Charakter oft einer gewissen Sentimentalität untergeordnet ist. Hieraus entspringen die großen Verschiedenheiten in beiden in Beziehung auf die Art sich zu geben, und das Leben anzusehen und zu nehmen. — Personen, die von der Wette eigentlich fait machen, wetten wenigstens mit zwölf oder mehrern zugleich, und es geschieht sehr selten, daß sie auf eine andere Weise verlieren, ausser wenn eine dritte vertraute Person einen Verrath spielt.

Vielleicht ist manchem Leser oder mancher Leserin diese umständliche Beschreibung des römi-

schen Maispiels nicht unangenehm, und solchen ist diese kleine Erzählung als ein Maiangebinde gewidmet. — Möge jeder Mai, denen die ihn feiern, ihre Kindheitsfreuden bewahren oder erneuern, und wo möglich ihnen immer neue Freuden der Kindlichkeit und des gemüthlichen Lebens geben! — Wer es aber immer auch sei, im Mai möge er sich doch wohl bei einem Blick in die Herzenswelt fragen: Wie steht es um das Grüne?

Nach dieser kleinen Abschweifung, kommen wir zur Geschichte der Liebe Pedros und Flaminias, um so natürlicher, da ihre Bekanntschaft und Liebe mit dem verde anhub. Viel eigenes, worin man aber immer und in jedem einzelnen das treue Bild des Menschenlebens erkennt, knüpfte sich an eine Kleinigkeit. Dieser erste Abschnitt wird jene Liebenden nur in der Epoche das Mais ihrer Liebe schildern. Wir machen unsere Leser und Leserinnen zuerst mit Flaminia bekannt.

Flaminia Andini, eine junge Römerin, war der Liebling aller derer, die sie kannten. Sie war sehr wohl aussehend, besonders sprach ihr feiner zartgezeichneter Mund, auch wenn sie schwieg, und drückte in seinen verschiedenen Be-

wegungen, beim Ernst, beim Scherz, in der Leidenschaft, alles aus, was in ihnen immer vorgieng. In ihren Augen stralte die Glut des frühen Sonnenaufgangs und zugleich schien diese Glut sich in einer himmlischen Nacht zu verbergen. Die Wangen trugen unvergängliches Roth der Blüthe und Fülle der Jugend, und ein schöner voller Busen vollendete die Idee, daß eine lebendige und herzvolle Seele in Flaminia wohnen müsse.

Sie war zu allem, was ihr eigen war, wie geboren. Sie dachte, sprach, handelte, ohne je zu wissen, daß sie so sein wollte, in Unmittelbarkeit, das heißt, ohne Darzwischenkommen von langem oder künstlichem Raisonnement. Mit einem Wort: Flaminias innerstes Leben sprang in jedem Augenblick ihres Daseins hervor wie ein lebendiger Quell, dem immer neues Leben zuströmt.

In dieser kunstlosen Lebendigkeit war ihr von der Natur etwas desjenigen Waltenden verliehen, das in aller Naturkraft liegt. — Ihre Bekanntinnen unterwarfen sich ihrer Herrschaft, und das um so williger, da sie, mit einem, in Südländern nicht seltenen, vielen Menschen gleichsam an-

gebornen Sinn das Idealische zu verehren, ihr Erscheinen wie das Erscheinen eines fremden, nicht zu ihnen gehörenden höhern Wesens ansahen. Das Seltsamere aber war dieses, daß in Flaminias Seele ausser demjenigen Hinreissenden, das öfters lebhaften Temperamenten zu Theil wird, ein ihr selbst gebietendes höhere Zartempfinden zu ihrem Wesen gehörte. Von Kindheit auf gab sich ihr die Idee eines schöngefaßten, schönvollendeten weiblichen Charakters und Lebens, wie am dem Himmel. Diese ihre Anlage erkannte auch bald der Beichtvater der Mutter Flaminias, obwohl auf theologische Weise, indem er von der Tochter, nämlich ohne daß es diese hören sollte, zu sagen pflegte: è nata angelo, es ist ein geborner Engel.

Es läßt sich im voraus errathen, daß ein Mädchen mit solchen Anlagen vielem Widerspruch mit der Welt und dem Gemeinen, worin der eigentliche Strom des Menschenlebens flutet, entgegen gieng. Das Glück der Welt, wir bedienen uns dieses veralteten Wortes, weil es hier an seiner Stelle steht, giebt sich in der Regel denjenigen, die dem sich anschmiegen, was nun eben der Augenblick bringt, ohne eben lange zu

fragen, was es sei. Wer in etwas ihm Eigenen lebt und leben will, kommt über kurz oder lang mit den Aussendingen im Kampf, und es gehört langer Kampf und große Resignation dazu, bis eine solche Idealseele sich ihre Selbstständigkeit, als ein ihr gehörendes Eigenthum erringt. In den Verhältnissen des weiblichen Lebens scheint dies geradezu unmöglich zu sein. — Diese Bemerkung und die entworfene Schilderung Flaminias führen uns nun mit höherm Interesse zur nähern Anschauung ihres erscheinenden Lebens. —

In den frühern Lebensjahren lebte Flaminia gleichsam nur in der Freude anderer. Sie war unermüdet um andern dienlich zu sein, und allerlei, ja alles, was sie sah, wußte sie auch zu machen. Sie selbst hatte nur an einer Sache ausserordentliche Freude, nämlich an Blumen. So lang es im Jahre Blumen gab, trug sie welche an ihrer Brust, und trennte sich erst dann von diesen ihren Ersten Freundinnen, als der Blumengeruch ihrer Gesundheit nachtheilig wurde. — Schöne Kleider hätten ihr auch wohl gefallen, aber darauf mußte sie Verzicht thun, zumal, seit einst ihre Mutter, beim Nachhausekommen aus der Predigt eines Kapuziners, der über den Luxus

gepredigt hatte, ihren beiden Töchtern die Kleider vom Leibe riß. Sie selbst war, wenn sie etwa des Sontags mit diesen ihren Töchtern zu einer entfernten Kirche gieng, fast unter der Würde des Bürgerstandes, zu dem sie gehörte, gekleidet, zu großer Pönitenz der jungen Mädchen, und nur verstohlen konnten diese letzteren zu einem Spiegel gelangen. — Man sieht aus diesem einzigen Zuge wie beschränkt, aber zugleich wie determinirt die Mutter Flaminias war. — Flaminia ergab sich in dies ihr zugefallenes Schicksal und war in der anspruchlosen Einfalt nur um so liebenswürdiger. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß sie vor den leeren, faden Liebesständeleien oder Albernheiten, durch welche unzählige junge Frauenzimmer, seicht, charakterlos und abgeschmackt werden, gesichert blieb; ob aber ihr Lebensglück dadurch mehr befördert wurde? wird der Fortlauf dieser Geschichte lehren.

Flaminia liebte in unbefangener Freude ihr Leben, und trieb selbst mit dem Himmel keine Liebe, ohngeachtet sie zu gewissen Zeiten im Jahr zwölf bis vierzehn Miglien in einem Tage machte um alle sieben Basiliken zu besuchen. — Die Freude machte sie im Kreis der Freundinnen zur

Anführerin; die Freude war, wenn sie mit ihnen im Stimmenchor der Kirche oder im Freien sang, ihre Musiklehrerin. So liebte sie den Tanz, so die Arbeit. —

Eine der grössesten Freuden Flaminias war im Frühling mit ihren Freundinnen das Wettspiel um das Grüne zu machen, und sie gewann, wie sichs versteht, alle Wetten. Bei ihr gieng das Grüne nie verloren, es war immer in Frische da, als hätte sie mit dem Mai einen Bund gemacht, daß er den grünen Zweig nie bei ihr fehlen lassen dürfe.

Eines Tages stand Flaminia am Fenster, und zerdrückte, um ihren Freundinnen die Frische ihres verde zu beweisen, das grüne Kraut an die weisse Mauer. Quanto è verde! (wie frischgrün ist es!) rief die Stimme eines jungen Menschen sanft hinauf. Flaminia erwiederte zuversichtlich und trotzig: Sicuro è verde! (Freilich ist es grün!)

Sie bemerkte seitdem, daß dieser junge Mensch, der bis dahin, obgleich als Flaminias Nachbar, ihr dennoch fremd geblieben war, öfters unter ihrem Fenster vorübergieng, schmachtend hinauf sah und sie furchtsam grüßte. Seine schöne Gestalt, sein dunkles, ein tiefes Sehnen verkündi-

gende Auge, die schöne Form seines Kopfs, die sanftschwellenden Lippen hatten in kurzem ihre Phantasie auf eine eigene Weise gefesselt (colpito la fantasia). Ihr mangelte die Ruhe, wenn sie ihn nicht sah, und ihre Natürlichkeit hätte es bald verrathen, daß sie Pedro gerne sah.

Pedro war ein junger Römer, aber entsprossen aus einer spanischen Familie. Er hatte vieles, was ihn vor jungen Leuten, in einer großen, frühes Verderben begünstigenden Stadt, auszeichnete. In seinem Charakter lag, wenn nicht großes, doch romantisches, das oft mit dem Schein von Größe des Geistes verbunden war. Er wäre im Stande gewesen sein Leben ohne Bedenken aufzuopfern, wo sein Ehrgefühl in's Spiel kam, aber ein Wort und ein Wörtchen, ja ein Blick von Personen, die er liebte, machten ihn zum Kinde, und ehe er noch eine Sylbe mit Flaminia gesprochen, hieng schon die ganze Ruhe seines Lebens von der Farbe, oder dem Ausdruck ihres Gesichts, oder ihres Blickes ab.

Es vergiengen, was kaum glaublich scheinen wird, fast zwei Jahre, während Pedro keine andere Nahrung für seine Leidenschaft hatte, als daß er Flaminia von weitem sah. Er wußte bald

alle Stunden, da sie mit ihrer Mutter aus dem Hause gieng, und immer folgte er, als ein getreuer Schatten, aber nur von ferne nach. Flaminia ließ ihn nie unbeachtet, ja sie ließ es wohl merken, daß sie ihn beobachtete, aber dabei blieb es, und als er einst ihr in ein fremdes Haus nachfolgte, wo sie eine Freundin zu besuchen gieng, warf sie ihm einen so ernsten, ja zornigen Blick zu, daß er, wie verachtet sich zurückzog, als hätte er sie fragen gehört; woher diese Vermessenheit?

Nur die Strenge der ältern italienischen Sitten, kann ein solches kennen und sehen, bei dem sich zwei Liebende, lange fremd bleiben, Gestirnen gleich, die sich einander Licht zuwerfen, aber in divergirenden Bahnen fortlaufen, erklären. Daher hatte die Liebe in ältern Zeiten in Italien einen fast dramatischen Charakter, während sie in neuer Zeit zu einer blossen Puppentheaterunterhaltung herabgesunken ist. — Man würde jetzo gar nicht einmal wissen, was Verlieben sei, wenn man es nicht wie ein Rezept kennte, dessen stärkste Dosis in Smania besteht, einer Art Wahnsinn, die aber höchstens materieller Natur, in der Regel eine blosse Affektation ist. —

Als der Mai des dritten Jahres der beiden Liebenden gekommen war, und eine gewisse Zeichensprache sich zwischen beiden von selbst gebildet hatte, wagte Pedro, der sich besonders vor Flaminias Nachbarinnen in Acht zu nehmen hatte, einst die laute Frage: vogliamo far il verde? (wetten wir um das Grüne?) Flaminia nahm, statt der Antwort und zum Zeichen, daß das Grüne immer bei ihr frisch sei, ein finochio, (Fenchelzweig) aus dem Busen. — Das Spiel hatte statt, aber ohne Worte, und hatte in diesem Fall keinen andern Zweck als die Erneuung und Beantwortung der Frage: ist Hoffnung und Liebe für mich da? — ist diese Hoffnung, diese Liebe grün? Ein Vorfall eigener Art begünstigte endlich eine entschiedene Erklärung. Dieser Vorfall war folgender.

Jenseits der Tiber, wo die Gegend, Burgo di S. Pietro heißt, war auf einer Mauer ein Madonnenbild mit blossem Kohlenumriß oder Kreide gezeichnet. Ein Tagelöhner kauft, unfern von da, eine Melone. Er findet sie nicht nach seinem Sinn und schleudert die Melone gegen die Mauer. Zufälliger Weise bleibt die Melone hart neben dem

Umriß hängen, und alles Volk schreit miraculo! ein Wunder ist geschehen! — Der die Melone geworfen hatte, fällt auf die Knie nieder und begiebt sich sogleich, zur Bekehrung seiner Seele, in ein Kloster. Ein solcher Vorfall entgeht den Deutern der himmlischen Zeichen nicht. Priester und Gläubige lassen die Sache nicht stecken. Der Umriß wird aus der Mauer gesägt, und in eine nahe Kirche getragen, während dem Bilde eine umgitterte Kapelle errichtet wurde, die noch jetzo den Namen führt: la madonna del Melone.

Ganz Transtevere, d. i., die Gegend jenseits der Tiber, hatte seit langer Zeit keinen glücklichern Tag gesehen, als den, da in einer späten Nachmittagsstunde jenes Bildniß aus der Kirche, wo es aufbewahrt gewesen war, mit zahllosen Wachskerzen, in feierlicher Prozession abgeholt wurde. Jedermann sehnte sich nach den ersten Gnadenertheilungen der Himmelsherrscherin, und Flaminias Mutter, die wir bereits kennen, hätte sich in keinem Fall eine solche Stunde des Heils entgehen lassen. Sie begab sich also mit Flaminia in jene Gegend, an einen Ort, wo sie, im voraus ein paar Stühle hatte miethen lassen. Das

Gedränge war unbeschreiblich. Flaminia befand sich hart zur Seite ihrer Mutter, und hatte, um sich auf dem engen Platz im Gedräge zu erhalten, mit der einen Hand einen ihr im Rücken stehenden Stuhl angefaßt, als sie mit einem Mal ihre Hand ergriffen fühlt von einer andern, und so stark gedrückt, daß ihr von ihren Fingerringen sichtliche Zeichen eingepreßt worden. — Blos der Ort, und der Augenblick, machten daß Flaminia nicht laut aufschrie, und da sie um sich blickt vergeht ihr die Stimme wie von selbst. Es ist Pedro der ihre Hand gefaßt hat, und wie ein Verbrecher vor ihrem Blick erbebt.

Wie hätte in dem Augenblick einer himmlischen Gnadenerwartung eine himmlische Seele grausam sein können? — Es war das erste Mal, daß Pedro und Flaminia sich Auge in's Auge sahen, und beide hatten nun in gleichen wohlwollenden, lang, treu und reingenährten Empfindungen die Maiwette der Liebe gewonnen. Aber auf einen bittenden Blick Flaminias entfernte sich alsobald Pedro, welch ein Moment dieser ebengeschilderte war, läßt sich wohl kaum mit Worten sagen. Wer einen Charakter erkennt, und die

siegende Gewalt wahrer Liebe jemals erfahren hat, wird sich einen Schattenriß denken können, wenn er sich im Geist zu einer Szene versetzt, wie diejenige war, die halb Rom in Begeisterung setzte. —

So knüpfte bedeutend ein Wunder, an das kleine Zeichen der Maiwette, das einst die erste Bekanntschaft der Liebenden machte, ihre nunmehrige erklärte Leidenschaft, die jetzo, wenigstens von der Seite Pedros, zu schriftlicher Ergiessung ihre Zuflucht nahm. Flaminia konnte, was wohl noch jetzo in manchen römischen Häusern zur guten weiblichen Erziehung gerechnet wird, nicht schreiben, aber desto tiefer drückte sich das Idealbild ihrer Liebe ihrem Herzen ein.

Jahre giengen von neuem hin, und vielfaches Leiden entspann sich für beide mit und ohne Schuld. — Es genüge hier den Lesern und Leserinnen, daß diese Liebe, die zwar tief in das Leben zweier Menschen eingriff, und viel eigenes aus der Sittenwelt Italiens berührt, nichts weniger als einen romanhaft glücklichen, wenn gleich

eigenen Ausgang hatte. — Wen dies kleine Maiangebinde freut, wird es dem Verfasser verzeihen, daß er selber, statt diese Geschichte weiter abzuschreiben, den Mai *) geniessen wollte. Es lebe der Mai! und die glückliche Maiwette! —

Rom, im April 1812.

*) — der in Italien eigentlich im April am schönsten ist.

Karl Graß.

Mein Gütchen.

(An einen neidlosen Freund.)

Du fragst, was ich so fröhlich sei,
So selig, so zufrieden? —
Mir hat die schönste Siedelei
Mein guter Stern beschieden.

Ach, wie viel tausend-tausendmal
Werd' ich mich dort ergötzen,
Und jubelnd in mein Freudenthal,
An meinen Quell mich setzen!

Ein Thal wie das, ein Quell wie der,
Ein Eden so voll Wonne
Lag seit dem Paradies nicht mehr
Vor Gottes schöner Sonne.

Gebüschter Hügel stiller Schoos,
In schlanker Ulmen Mitte,
Verbirgt ein Dach von Rohr und Moos,
Und eine sichre Hütte.

Drei Stübchen schützt das warme Dach
Für mich und meine Lieben;
Und strotzend voll ist jedes Fach
Um Wirthes-Pflicht zu üben.

Vor allem ist sein heilig Recht
Dem edlen Geist gewähret,
Der treu das göttliche Geschlecht
Der hohen Musen ehret.

Da winken in der Bücherei *)
Die Sänger aller Zeiten,
Den Schwärmer, sei's wohin es sei,
Mitfühlend zu begleiten.

Und willst du Sinn und Phantasie
Durch Ton und Bild erfreuen,
So sieh die Flöte dort, und sieh
Die tausend Schildereien.

Doch wenn es Tag und Stunde gönnt
So laß die Hütte stehen,
Derweil das Licht des Himmels brennt,
Dich draussen zu ergehen.

---

*) Ein altes gut-deutsches Wort für Bibliothek

Da lächelt zum Willkommen dir
Des frischen Gartens Stille,
Gekränzt mit aller Blumenzier,
Mit goldner Früchte Fülle.

Und magst ein süsses Weilchen du
Gedankenvoll versäumen,
So beut die Laube dort dir Ruh'
Zu sinnig-schönen Träumen.

Doch locket dich der Buchenhain,
So folge jenem Pfade,
Vorbei dem Bach, der silberrein
Und flüsternd mahnt zum Bade.

Schon grüßt von jungen Zweigen dich
Gesang der Nachtigallen,
Und Waldes-Echo freuet sich
Es dreifach nachzuhallen.

Im Waizenfeld da drüben schlägt
Die Wachtel hin und wieder,
Und auf, zum Wolkenhimmel, trägt
Die Lerche Frühlingslieder.

Wohlan nun, durch der Büsche Kühl
Und wilder Rosen Düfte,
Besteige hier den grünen Bühl, *)
Im Strom der Morgenlüfte!

Und lacht dich da mein Gütchen an,
So sage: möcht' auf Erden, —
Wie kühn das Herz auch wünschen kann, —
Ein schöneres mir werden? —

O Freund, wie pries' ich mich beglückt,
Wenn Eines nicht noch fehlte,
Und manchen trüben Augenblick
Mich in der Seele quälte!

Mein auserwähltes Gütchen liegt — —
Ich darf es kaum dir sagen;
Mein auserwähltes Gütchen liegt — —
Du wirst es selbst beklagen; —

Es liegt — damit ich armer Tropf
Nicht allzufroh stolziere, —
Es liegt — — allein in meinem Kopf'
Und hier auf dem Papiere! — —

J. R. Wyß.

*) Ein Schweizerwort für Hügel.

Höchstimportantes linguistisches Projekt.

In Konsideration, daß sich die Deutschen, ohne durch ein Prodigium von Nationalunanimität selber präponderirend zu werden, gegen die literarische Influenz so vieler romanischer Nationen um sie her, dem germanischen Charakter gemäß, immer nur rezeptiv und passiv verhalten werden; — daß sich also, wie bisher eine konsiderable Portion derselben kontinuirlich nezessitirt sehen wird, die romansche von der deutschen so differente Sprache mit Sakrifizirung eines halben Lebens zu akquiriren; in Konsideration, wie charmant es wäre, wenn die verschiedenen Nationen, welche die europäische Republik konstituiren, auch in der Sprache so viel möglich sich uniformirten, wobei sich natürlich die Minorität nach der Majorität zu pliiren hätte.

In Konsideration endlich, daß es jedoch unpolitisch, ja inpraktikabel wäre, die Sprache des

deutschen Volks durch irgend eine determinirte der romanschen z. E. die französische par force zu verdrängen, da diese Mesüre selten gegen ganz unpolirte Jargons den intendirten Effekt hat, also noch viel weniger gegen einen gothischen Kolossen reüssiren würde, der schon durch Millionen Bücher konsolidirt ist;

invitire ich Soussignirter meine estimablen Kompatrioten, namentlich die Organe und Repräsentanten deutscher Nation, die Autoren und Skribenten de tout genre, sich dahin zu reuniren, „daß von nun an, nicht mehr so unmethodisch, wie bisher, sondern in gewisser nach der Digestionskapazität des Publizi zu determinirender Progression, eine solche Quantität romanischer Expressionen unter das ordinäre Deutsch melirt werde, daß auch das deutsche Volk, ohne sich dessen eben zu avisiren, ehest möglich an der inapreziablen Avantage der romanischen Nationen partizipire, die zu ihrer mutuellen immediaten Sprachkommunikation kein Diktionnaire sondern höchstens ein Abrégé der respektiven Grammatik nezessitiren.“

Diese Entreprise ist von so inkontestabler, urgenter Importanz, daß ich supponiren darf, jeder

Mann, der a Porté der Affairen ist, der unsere ökonomischen und politischen Besoins, und die dezidirte Tendenz unserer Literatur zur Universalität nicht ganz ignorirt, werde sie in Proportion seiner Fakultäten und seiner Aktivitätssphäre möglichst zu sekundiren suchen. Daher nur noch ein paar Individualitäten und fragmentarische Reflexionen, die vielleicht mitunter zur konsequentern Solution des Problems en question kontribuiren können.

Es argumentirt für den philosophischen Fond im deutschen Charakter, daß sich unsere elegante Welt fast kontemporär mit der literarischen zum nationalen Indifferenzpunkt emporschwang, und es schon in der brillanten Epoche Louis XIV gar nicht unpatriotisch fand, sich aus der modernen Metropoli der Politesse und des veritabeln Gout's, mit Garderobe, Edukation, Lektüre und Langage zu fourniren: so zwar, daß sie für die Romanisirung ihres Vaterlandes ungleich eminentere Meriten hat, als selbst die Hommes de lettres die seit mehrern Säkulis mit pedantischer Assiduität aus der Originalquelle Latiums in unserer Sprache schöpften.

Ich touchire diesen Punkt, weil man will ob-

servirt haben, seit einiger Zeit sei auch die mentionirte Grand- und Beau-Monde von einemmal plazirten Enthousiasmus für das Gothische fäsirt worden. Dies ist wohl nur Mode, wird wie andere Moden nur momentane Konsequenzen haben, und kann also für unsere Progressen in der ächten Kultur nichts weniger als redoutabel sein. Und inklinirten sich effektivement die höhern Stände zum Gothismus, so hat der Romanismus dafür bei dem Mittelstand so solid Posto gefaßt, daß er nur durch ein Mirakel wieder exterminirt werden könnte. Man konsiderire nur die enorme Quantität von französischen Grammatiken, die unter unserm Volke bereits zirkuliren und jährlich noch a qui plus fabrizirt werden.

Mit intimer Satisfaktion seh ich jede Annonce eines neu zu publizirenden Ouvrage's dieser Categorie, denn ich imagire mir allezeit gleich ein paar Centainen deutscher Jünglinge und Demoisellen dazu, die dadurch habilitirt werden, sich über den Gothizismus zu eleviren, und die das Romanische, kraft eines natürlichen Egoism's, um so mehr estimiren und appliziren werden, je penibler ihnen dessen Akquisition war, und je weniger Kultur sie sonst possediren. Ich proponire daher der deutschen Na-

tion, von dato an, einem jeden, der sie mit einer frischen französischen Grammatik favorisirt, eine Bürgerkrone zu dezerniren.

Neben hin muß ich auf gewisse Musikkompositeurs aufmerksam machen, die die nationale Befangenheit so weit treiben, daß sie von ihre Oeuvres deutsche Titel graviren lassen. Sie bedenken nicht, daß Musik als etwas universalkomprehensibles sich in der Universalsprache annonziren muß. Die Deutschen sollten froh sein, daß das übrige Europa doch in etwas ihre Superiorität avouire, und nicht mal à propos zeigen wollen, daß sie auch eine eigene Sprache haben. Man figurire sich, wie sehr das unintelligible gothische Zeug italienische oder französische Augen und Ohren skandalisiren müsse.

Das nämliche sollten sich auch die Graveurs, Dessinateurs, und kurz alle andere Artisten gesagt sein lassen; deren Produkte und Fabrikate auf undeutsches Territorium exportirt werden.

Ueberhaupt sollten sich's die Gouvernements, wie die Partikularen zur Norm machen, jeder neuen Institution, Dignität, Charge, jeder neuen Produktion oder Invention sogleich eine romanische Benennung zu imponiren. Wo kein anderes Ex-

pedient ist, muß man sich griechischer Termes bedienen; so hat man z. B. nach der Analogie von Geo-graphie Erd-beschreibung sehr glücklich Chalko- Litho-graphie formirt, weil auch das Kupfer und der Stein beschrieben wird. In den Scienzen kann man die Desinention, Logic, Gnosic, Metric, Graphic, Urgic, Ik und Ismus emplojiren.

Auch rekommandire ich den frequentern Gebrauch lateinischer oder vorzüglich französischer Inskriptionen auf unsern publiquen und Privathäusern, man macht sich keine Idee, wie avantageus dadurch das Publikum affizirt wird.

Die importanteste Proposition aber, die ich zu avanziren hazardire, und von der ich mir die salutaresten Resultate für unsere grandiose patriotische Vüe promittire, konsistirt darin, daß deutsche Akademien oder sonstige literarische Sozietäten von Dezennium zu Dezennium eine gewisse Portion Preise exponiren, die denjenigen sollen konferirt werden, welche mittels ihrer Ekrits dokumentiren können, während einer solchen Epoche die größte Quantität romanischer Expressionen introduzirt zu haben. Um die künftig mit dem Examen der Preiskonkurrenten chargirten

Komités dieser Institute in etwas zu fazilitiren, führe ich schon seit einiger Zeit einen von mir sogenannten Romäometer oder Romanitätsmesser den ich folgendermaßen konstruire.

Ich prokurrire mir die renommirtesten Literaturprodukte, und nehme beiläufig Lektüre davon, dann markire ich ganz par hazard mehrere Paginas in der Entrée, in der Mitte und in der Konklusion jedes Buches, und komputire die Vokabeln, die in diesen Paginas konstenirt sind, exklusive der Nomspropers, der Artikeln, der Pronoms, Verborum auxiliariorum, der Prépositions, Adverbes, kurz aller der Wörter, die schon in der Grammatik exponirt werden, bis ich die Zahl 500 komplet habe. Hierauf passire ich diese 500 Elikkes noch einmal en revüe, separire die romanischen von den gothischen und determinire ihren quantitativen Rapport gegeneinander, wo mir denn die Zahl der romanischen den gesuchten Grad des jedesmaligen Buches giebt. Ein oder 499 Grad auf dem Romäometer signifizirt also: unter 500 Wörtern (mit obiger Restriction der Grammaticalien) 1 oder 499 romansche. Ich obligire mich, die Resultate meiner romäometrischen Observationen für die Curiosen, die den Dezenniumstermin

zu lang finden möchten, alljährlich in den Journalen zu publiziren. Den höchsten Romäometerstand haben bisher die komischen Theaterpiecen als Imitationen des Zeitüblichen Conversationstones, dann kommen die politischen Zeitungen, dann die eleganten Journale. Die neuestphilosophischen und pädagogischen Produkte (unter denen jedoch einige mit fast 180° brilliren) stehen a peu pres zu 100°. Von den wenigst favorablen Ausspicien ist die strengere Poesie, obwohl es auch da manche genialische Exception giebt. Unter Null Grad oder minus kommen gewisse Skribenten, welche die Sisiphus-Arbeit entreprenirt haben, die Sprache gar wieder zu desromanisiren und sie von den Ornemens zu depouilliren, von denen sie mit Adelungs und andere Autorisation schon längst irrevocabel Possess genommen hat.

Bei dieser Occasion muß ich auch den meisten Herren Translateurs aus dem Romanischen ins Deutsche wegen der Manier applaudiren, mit der sie sich ihrer Charge acquittiren, da sie mit rarem Desinteressement dahin arbeiten helfen, ihr Metier für unsere künftige Generation ganz entbehrlich zu machen.

Der Assürance, daß meine, so eben indicirten, patriotischen Ideen über kurz oder lang werden realisirt werden, ist mir süffisante Compensation für alle meine dahin relativen Studien und Sacrificen, und sollte ich auch nie das Bonheur haben, mit einem der proponirten Decennalpreise favorisirt zu werden, so exclamire ich, wie jener Patriot der Antiquität: Wohl, daß mein Vaterland eine Abundanz an excellenten, mir préferablen Subjekten hat!

Jean Louis Allemand.

Wenn man nicht deutsch versteht.

Otho ein geborner Freiherr von Gransee am Neuenburger See gelegen, ward durch Pabst Clemens V zum 38sten Prälaten des Baseler Bistums bestätiget anno 1306, ein junger gerader und freudiger Mann. König Albrecht war auch diesem jungen Bischof ungnädig von wegen der vorerkauften Herrlichkeiten Homburg und Liechstal, die er gern zu der alten Homburg und Frickthal in sein Gewalt gezogen hätte, deshalb verzog er diesem Bischof Othen für und für, seine Regalien zu verleihen. Als aber König Albrecht einsmals gen Basel kam und daselbst in der München Hof auf dem Petersberg seinen Hof hielt, verfügt sich dieser Bischof zum König des Fürsatzes, wo ihm der König seine Regalien zu verleihen abschlagen würde, daß er ihn wollte erstechen. Und der Bischof teutsche Sprach gar nit

konnt, dagegen aber K. Albrecht welscher Sprach unbericht war, da nahm der Bischof mit ihm Hugen zur Sonnen, einen Burger zu Basel für sein Tolmätschen, zeiget ihm an sein Fürnehmen gegem König, aber Hugo zur Sonnen vermahnet den Bischof des Vorhabens abzustehn. Nachdem sie aber für den König kamen, sprach der König unter andern Reden verachtlich in seiner teutschen Sprach: Was will dieser lange Schüler? — Auf das fraget der Bischof Hugen zur Sonne in welschem Gespräch: Qui dit il? qui dit il? d. i. was sagt er? Als aber Hug zur Sonne ein klüger Mann was, antwortet er in welsch dem Bischof: Unser Herr König spricht, er habe jetz nit Weil, aber auf morndrigen Tag söllet ihr herwieder kommen, so wölle er euch die Regalien verleihen. Das glaubt nun der Bischof, ließ den Zorn fallen, neiget sich gegem Künig und sprach: G-ammerßi — und schied darmit wieder von dannen. Der Künig aber ward dieser Dinge bericht, besorget Auffsatz und Untreu, fuhr gleich am andern Tag hinweg von Basel. (Stumpf Chronik.)

N a m e n.

Die Hebräer, Griechen und Römer nannten sich nur mit hebräischen, griechischen und lateinischen Namen, und auch unsere heidnischen sowohl als christlichen Vorfahren führten nur Namen, die nach ihrer damaligen Sprechart etwas bedeuteten, wie Conrad Karl, Ludwig Heinrich, Adolf u. s. w. Die alten Deutschen, bemerkt der gute alte Aventin, haben viel auf die Namen gehalten, und dafür geachtet, es sei viel daran gelegen, sie seien gleichsam ein Anzeichen der Sitten, des Lebens, Todes, Glücks und Unglücks der Menschen, und kurz was ein jeder für ein Leben führen werde. Darum sie nicht unbesonnen als wie jetzund, sondern mit zeitiger Vorbetrachtung, erst am achten Tag ihren Kindern Namen, ihnen bekannt und verständlich, etwas besonders bedeutend, zur Tugend und großer That reizend und erinnernd, geschöpft haben. Sie haben sich gar der frem-

den, unverständlichen Namen, als eines unglückhaftigen Dinges, das nichts gutes weder bedeutet, noch bringt, enthalten, haben allein ihrer Sprache Namen gebraucht, wie das bezeugen die alten Historien, Briefe, Sackbücher, Todtenregister u. s. w.

Erst seit dem zwölften Jahrhundert, Blüthezeit des Mönchs- und Legendenwesens, hat der Gebrauch eingerissen, den Täuflingen meistentheils die Namen ehmaliger, im Kalender verzeichneter, oder sonst, besonders heilig geachteter, Hebräer, Griechen, Lateiner und dgl. beizulegen, indem man glaubte, und noch glaubt, an dem Engel oder Heiligen, dessen Namen man dem neuen Erdenbürger führen läßt, diesem einen besonders theilnehmenden Fürsprecher im Himmel zu gewinnen. Andere sind der Meinung, ihre Kinder sollen die Männer, deren Namen sie tragen, als besondere Muster und Vorbilder lieb gewinnen und stets vor Augen haben; die meisten folgen, ohne weitere Ansicht, der Gewohnheit, den Namen irgend eines Verwandten oder des Taufpathen auf den Täufling übergehen zu lassen, oder lassen sich durch andere örtliche Ansichten und Gebräuche bestimmen, so wie z. B. in

Irland der Name des Landespatrons Patricius, Patrick, unverhältnißmässig häufig ist.

Wenn der Zweck der Eigennamen im Allgemeinen der einer genauern Bezeichnung jedes Einzelings ist, so war es nicht vortheilhaft, sich auf die paar hundert Namen des Kalenders zu beschränken. Indeß, weil bei uns jedermann auch noch eine andere Benennung, die der Sippschaft, führt, so trifft es sich denn doch selten, daß mehrere Einzelinge mit ganz gleichen Vor- und Zunamen zusammen kommen, besonders, wenn die Kalendernamen noch durch allerhand Verstümmelungen vervielfältigt werden, wie man z. B. in Spanien für Jacob vielerlei Formen braucht: Jacobo Jayme, Santiago und Diego.

Zwar in Deutschland sind gewisse Stände von jenen frommen Gründen bei der Wahl eines Namens ziemlich weit abgekommen. Da giebt nicht blosser Sylbenklang oder irgend ein Lieblingsroman den Grund her, warum ein Kind diesen oder jenen oder gar diese oder jene Namen tragen soll. Der feine Geschmack will überdies, daß den hebräischen, griechischen, lateinischen und altdeutschen Namen wo möglich französische Façon gegeben werde, so daß z. B. Jean, Jeróme, George

Louis, Charlotte besser gefällt, als Johannes, Hans, Hieronimus, Georg, Ludwig, Karoline u. s. f.

Hingegen hat man sich eben in Deutschland des Rechtes, neue, bedeutende Namen in der Volkssprache zu bilden noch nicht ganz begeben, und man hört hie und da Benennungen, die irgend einen tiefgreifenden, ermunternden, oder mahnenden Sinnspruch enthalten, oder irgend eine erstrebende Gemüthseigenschaft bezeichnen, als: Fürchtegott, Traugott, Gotthelf, Lebrecht, Hilfgern, Bieder, Reinmund, Teuthold, Ernst, Kraft — Harre, Hoffe, Glaube...

Was für schönere Namen könnte man den Frauen empfehlen, als die der schönen weiblichen Tugenden: Treue, Reinheit (wie Adelheit), Wahrheit, Zuversicht, Hoffnung (wie Speranza, Felicitas, Sophia) — Dulderin, oder (nach Wolke) Duldin, und wenns durchaus den gewöhnlichen Namen ähnlich klingen soll, Duldinne...?

Das Gastmahl des Doktors Faust.

Des Blocksbergs Chorregent und Küster,
Der edlen Zauberei berühmtester Magister,
Großpontifex der mystischen Philister,
Des Höllendrachen Erzbeschwörer,
Bombasti Paracelsi großer Lehrer,
Kurz Doktor Faust lud einst in Nürnberg, wo den Trichter
Der Weisheit nebst den andern Reichskleinodien
Wohlweiser Magistrat giebt männiglich zu seh'n,
Hier lud einst Doktor Faust die lorbeerreichen Dichter,
Die Deuter des Zodiakus und der Kometen,
Der Alchymie bewährteste Hermeten,
Und der Apokalyps erlauchte Exegeten,
Und mit den Nomina- und Rea-listen,
Die ganze Sippschaft weltberühmter Isten
Zu einem Schmaus, dergleichen wohl in seinem Leben
Den armen Musen nie ihr Präsident thut geben.

Es seufzt das Tafelrund, gebeugt von Ortolanen,
Spanferkeln, Austern und Fasanen,
Pasteten, Trüffeln und Melonen,
Orangen, Ananas, und — Bohnen,
Und allem dem, was je den Gastromanen lüstern
Gemacht den Kennergaum, und die erfahrnen Nüstern.
Auch lassen sich die Herrn von allen Fakultäten,
Als kämen sie gerad aus langen Hungersnöthen
Oh'n Unterschied die Leckerbissen wohlbehagen
Ganz sichtbarlich schwillt auf ihr Magen.
Doch wie die sechste Stunde hat geschlagen,
Seit sie dem Opferdienst des Bauchgotts obgelegen,
Sucht taumelnd Jeglicher nach Mantel, Hut und Degen,
Sich zum Verdauungswerk bei Haus aufs Ohr zu legen.
Allein, indem sie sich der Thüre zu bewegen,
Durchschauert blöd und öd das Mißbehagen
Urplötzlich Jeglichen, er habe nichts im Magen.
Da sie die herbe Noth sich nun einander klagen,
Und zum Beweis den Bauch wie eine Trommel schlagen,

Fängt Doktor Faust, der fast vor Lachen
Zerbersten möchte, an, ein Amtsgesicht zu machen.
Verehrte Gäste! spricht er, sucht darin kein Wunder,
Daß euer Magen blöd sich fühlt. Denn all der Plunder,
Den ihr mit Heißbegier verschlungen habt, war — Wind.
Ihr ärgert euch? Allein ihr Herrn und Freunde! sind
Die Wissenschaften denn, die mit gelehrten Mienen
Ihr gegen blankes Geld von hocherhab'nen Bühnen
Den Ungeweihten spendet, mehr, als — Wind?
Wie ihr die Welt bedient, muß man auch euch bedienen?

Natur = Harmonien.

„Willst du dem Quell dich nah'n des ewig
Schönen,
Merk auf die Harmonien der Natur!
Ein unnachahmlich Lied in heil'gen Tönen
Erklingt in ihr auf tiefverborg'ner Spur.
Nur ein geweihtes Ohr vernimmt die Leier;
Denn Schönes birgt vor Niedrem stets ein
Schleier."

So hört' ich eine Stimme zu mir sprechen;
Und glaubend rafft' ich mich vom Lager auf.
Es drängte mich, die Schranken zu durchbrechen,
Die mich so lang gehemmt in meinem Lauf.
Und sieh! die Decke schwand von meinen Sinnen,
Wie leichte Morgennebel schnell zerrinnen.

„Ja, rief ich aus, Natur, dich zu verstehen,
Erhielt ich ein empfängliches Gemüth!

Aufmerkend deiner Stimme, will ich gehen,
Dem Drange folgend, der mich heiß durch-
glüht."
— Hinaus ins Freie trieb es mich zu schweifen,
Und Flur und Hain mit Andacht zu durch-
streifen.

Die Morgenluft durchstrich in leichtem Kräuseln
Der Saaten auf und niederwogend Meer.
Da sprachen sie zu mir in lindem Säuseln.
Und wehten Melodien zu mir her.
Und lispelnd stimmten Laub und Gras und Blume
Ins Loblied ein zu ihres Schöpfers Ruhme.

Auf einen Hügel eilt' ich dann zu steigen,
Wo ich der weiten Aussicht froh genoß.
Hier rauscht' es hoch aus einer Eiche Zweigen,
Die mich mit Schattenkühlung dicht umschloß.
Ergriffen ward ich schauernd von den Tönen;
Die heil'ge Kraft empfand ich von dem Schönen.

Zu meinen Füßen rieselte die Quelle,
Die sanft dahin, ein klares Bächlein, floß.
Ein leises Murmeln tönte jede Welle,
Das sich zu sanfter Harmonie ergoß.

Und, eingewiegt von süßen Melodien,
Sah' ich den Himmel nicht sich schwarz umziehen.

Schon grollte leis und dumpf am Firmamente
Der Donner in der Wetterwolke Schoos.
Schon riß sich von des Aufgangs fernem Ende
Mit Brausen der erwachte Sturmwind los.
Da blickt' ich auf: und siehe! Erd und Himmel
Bekämpften sich in wildem Kriegsgetümmel.

Und lauter nun und mächtiger geworden,
Umtönte mich der Donner hehrer Hall.
Des Fäans seelerschütternden Akkorden
Erbebte staunend ringsumher das All. —
Da fiel ein Schlag —; betäubt sank ich danieder,
Und spät erwacht erst, kam ich zu mir wieder.

Vorüber war des Ungewitters Wüthen;
In lindem Säuseln rann des Regens Flut
Herab auf Laub und Gras und Blüthen,
Und tränkte sie mit neuer Lebensglut.
— Die Nacht sank still herab, — aus blauer Ferne
Erglänzten nach und nach die milden Sterne.

Und horch! Ein Lied im höchsten Feiertone
Quoll leis herab aus sternigem Azur.
Dem großen Geist auf seinem Weltenthrone
Sang ihren Psalm die feiernde Natur. —
O Mensch! Warum nicht darfst du dich erheben
In diese Himmels-Harmonie hinaufzuschweben?

Doch nein! So lang du wallst im Erdenstaube,
Bleibt doch ein Echo noch in deiner Brust.
Da wandelt deine Sehnsucht sich, dein Glaube,
In tönenden Gesang zu Lieb und Lust.
Vernahmst du sie, des Weltalls hohe Lieder,
Dann hallt sie, tiefgefühlt, dein Inn'res wieder.

Burckhardt.

Aphorismen.

Der beschränkte Sinn erblickt in Allem nur das Materielle; der höhere Sinn ahndet. Darum erhebt sich der Dichter über die gewöhnliche Welt, und wird verkannt. Der Weltgeist spricht zu uns in allen seinen Werken, und dem Dichter ward es gegeben, diese Sprache zu verstehen. Sein Beruf ist es, die Räthsel der Natur zu lösen, und vermittelst der Empfindung ans Herz des Menschen zu sprechen. Seine Phantasien sind nicht leere Träume, wofern nicht Afterweisheit ihn irregeführt und verschroben hat.

....

O Gesang! süßer, unwiderstehlicher Zauber! Sprache einer Engelsseele, wiederhallend an den innersten Tiefen unseres Herzens! Du schmilzest das kalte, starre Eis, das sich von der leeren Alltäglichkeit um das Herz gelegt hat, und erwärmst, belebest und erhebst uns. Psyche fühlt sich, sie blickt hervor aus ihrem Schleier. Ach! warum sind diese Blicke so selten?

Burckhardt.

Das Loch im Aermel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages zu W** viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heisse für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, gesundem Menschenverstande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen schlicht und recht, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; denn sagte

er: „die Leute haben vollkommen recht. Ich lebe nach meinen eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben immer nach der Meinung anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen auch nach der Mode, darum schmecken ihre Austern gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Karakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben scheint."

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann. Er war einer von denen, die mit nichts angefangen hatten, und als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet; wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht; ein Paarmal nach Westindien geschickt; fieng nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt grosse geworden, bis er Millionär hieß.

Um während seinen Reisen einen treuen Ver-

walter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaisetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort.“ — „Komm mit; ich helfe dir.“ Er ließ das Mädchen neben sich herlaufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er es mit der Post nach seiner Heimath. Ein halbes Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde:“ Sie könnten die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen! — Laßts gut sein, „sagte Herr Marbel:“ mir wählt' ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können sie ungeheure Spekulationen

treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßts gut sein,“ sagte Herr Marbel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beissen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach im Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft grosse Geschenke; verheirathete auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn denn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld von ihm zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reich-

thum? Machen Sie doch Haus. Sie dürfen nur winken; die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?" — „Laßts gut sein," sagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche es nothwendig."

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreissigtausend Gulden Revenüen haben?"

„Das wohl," antwortete Herr Marbel: „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das übrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht."

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßts gut sein," sagte er: „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zweien Welten. Mein Weib, meine

Kinder gehören mir überall, und ich ihnen. Wer über das Erhabenste, was das Leben zeigt, Trostes bedarf, der ist nur untröstlich, daß er kein Vieh ist. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nur nicht."

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn wie einen Vater. — „Ihr habt recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdien' es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen des gewohnten Lieben, das wird alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, daß fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um W**.

Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügensörtern. — Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommersonntagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschen verstummte; die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein Paar zierliche Kammerherrn, hinter ihr ein Paar Offiziers, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über alles her. Der Schleier der jungen Fürstin floh hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem

entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Geben Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder. Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herrn hielten ihre grossen Hüte mit den grossen Federbüschen fest und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen, ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herrn sahen in bitterer Verlegenheit zu dem Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollt' er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn keiner in die Aeste des Baums hinauf? es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major,

Sie sind der jüngste. Holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weissen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als woll' er sich zum gefährlichen Gang auf die Tanne rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle. —

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben schon herunterholen, wenn Sie befehlen.“ Sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!“ schrieen alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur auseinander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem, und warf die Bäume sausend durcheinander. Der Knabe umklammerte den schwanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lach-

ten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!" sagte sie dann wieder mit neuer Aengstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. Gottlob! sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturm zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen flehend. Ein Kammerherr warf ihm einige Geldstücke zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf, und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben Sie dir gegeben?" fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz besudelten und von den Aesten wundgerissenen Hand. „Sechs Kreuzer, Herr!"

„Sechs Kreuzer!" seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!" Er nahm die Hand voll kleiner Münze,

und füllte damit beide Hände des Jungen, der ganz erstaunt über den Reichthum nur mit grossen Augen bald das Geld bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „soll ich alles haben?"

„Alles! und was wirst du damit machen?"

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun, wie ein Herr leben."

„Hast du keinen Vater?"

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe."

„Gieb mir das Geld wieder, Bube."

„Alles?"

„Alles."

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein Paar Thränen bedeckten den Glanz seiner grossen, schwarzen Augen.

„Auch die sechs Kreuzer gieb mir."

„Nein, die gehören mir."

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich mit in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?"

„Wenns Ihnen Ernst ist."

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein grosses Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab, und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äusserst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm nur zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in allem unwissend, was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär soweit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas rechts zu machen. Konrad mußte

in die Stadtschule. Er war fleissig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des guten Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei nachgesagt. Konrad, sobald er einige Jahr im Hause gewesen, saß an Herrn Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen geniessen, aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Erdäpfeln und dergl. vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Woche einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten anderer anwenden, doch ward ihm gestattet für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; alles für andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahr

alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad," sagte er: „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräth alle Vierteljahr vier Thaler. Richte dich ein."

Konrad wunderte sich; aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch, wie ein Fürst. Am Ende des Jahrs hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfieng abermals vierhundert Thaler.

So gings, bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn," sagte er zu ihm: „aber das Anständige, wie das Nothwendige

versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohnedem ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen? Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht: gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selbst zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von wenigerm leben, als meine Bediente. Wozu mir

also das Geld? Aber das ists, was mich freut, daß ich das alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Grossen, Unschuld. Alles andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht um Gewinns willen, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergleichen. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken mit Unschuld im Grossen wie im Kleinen, das ist das reine, ewige Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde aber wohlgediehene Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahr, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thier kämpft. Möge der Engel obsiegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohldressirten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus

dem unreinen Staube blüht die schneeweisse Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ists so. Ich war vierzehn Jahr alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. Soweit war ich dressirt. Ich war eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Lebrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gabts Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, bliebs beim Alten.

Eines Tages sassen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Lebrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden giebts in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weisgepuderter Perücke, der hinter unserer Bank

stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Lebrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellnbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Lebrecht auch. „Wenns euch,“ sagte der alte Herr: „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihrs nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ists zu spät und ihr kommet, wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden: so fanget an beim Kleinsten das Fundament zu legen. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellnbogen des Rückärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, da-

mit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht: warum ichs lernen wolle? — Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, wards sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweissen Perücke hat so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wassers löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weis, wie groß.

Lebrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte aus; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Lebrecht im Sonntagsrock ließ Nachläßigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an,“ sagte er: „Er hält das Seine zu rath;

aus dem andern giebts keinen Kaufmann.“ Da dacht’ ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht grösser werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es giebt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft, das brachte mich oft in Verdruß. Ich widersprach, da gabs Zank. Holla, dacht’ ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich würde Zänker, und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein, (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh,) spart' ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln weg zu sehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatt' ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragt' ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibts. Das höchste Gut, was uns Reichthum giebt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein grosser Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne was rechts; denk' an den Mann mit der schneeweissen Perücke; hüte dich vor dem

ersten kleinen Loch im Aermel; machs nicht, wie mein Konrad Lebrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todschiessen.

Der Handwerksbursch.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte die Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleissig, ohne sich doch darum den Umgang und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen grossen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, wollte aber keinen Kreuzer hergeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte es gern zu bleiben. Zum Reisen aber gehört Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doktor Juris Utriusque gebracht hatte, ging der neue Doktor zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk, hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnisiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — alles kam ihm zu Statten. In drei viertel Jahren hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und

Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'ors verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kam eines Abends in W** von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursch den Ränzel auf den Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursch dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursch brachte freundliche Grüße vom Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit dreiviertel Jahren hatte er nichts von seinem Pflegkinde vernommen, das er mehr liebte, als er selbst glaubte. Indem er dem Handwerksburschen froh ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? Bist du's nicht selbst, Konrad? Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?"

Konrad lächelte, und sprach: Der Doktor steckt hier im Ränzel; auf Reisen ist der Schreinergesell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall sein Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein

Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur durch W**, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken, und ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.

Da ward Herr Marbel tief gerührt; seine Augen wurden voll Thränen. Er konnte nichts sprechen. Er fiel dem lieben Konrad um den Hals, drückte ihn heftig an seine Brust, und schluchzte: ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein.

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiederte, noch fünf und zwanzig Thaler. Das ist alles, was ich erübrigen konnte."

Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen! schrie Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechs und zwanzig! Gott sei mit dir. Schreib mir alle Vierteljahr, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, so wird's dir wohlgehen."

Reise durch Europa.

Mit sechs und zwanzig Thalern machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenden Trümmern einer herrlichern Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, um sich im Handwerk vollkommner zu machen; ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang lebte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es etwas Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war zu bleiben, auch nur um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in einen Gelehrten. Ein Paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen immer begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meistertochter hätte den wunderbaren Fremdling

gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner liebenswürdiger Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der es eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht mit den Gewöhnlichen, und doch dabei gegen seines Gleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, und in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach vierjähriger Wanderung stand er wieder vor W**. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmässig jedes Vierteljahr geschrieben. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe?

Konrad war todtenblas, als er an das ihm theure Haus kam, von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe

das Haus verkauft und die Stadt W** verlassen schon seit Jahr und Tag. — Er ging traurig von einer Strasse zur andern. „Hätte er nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung schreiben sollen? Nun fort, und man weis nicht einmal wohin?"

Er ging, den Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tags im Feierkleide zum Bankier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligen besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Bankier erkannte ihn sogleich, und empfieng ihn mit herzlichster Freude. „Gottlob!" rief er: „Herr Doktor, daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie noch zweihundert Louisd'ors hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung vermachen wollen, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansässig machen wollten."

„Nach Ostindien ist er?" rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der

Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe seinen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Misdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel einen Jakobiner, hielt ihn eines Briefwechsels mit revolutionssüchtigen Menschen verdächtig, der sich unter dem Pöbel Anhang machen wolle. Dann kam noch dies und das dazu. Genug, dem guten Mann ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fieng neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da kam er eines Tags zu mir, sagte er habe in Ostindien noch ein bedeutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reiste ab. Es sind nun anderthalb Jahre."

Konrad war betäubt. Hätte er nur gewußt,

wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nach gereist.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen; Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konraden mit freudigem Antlitz ins Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!" rief er: „Sie müssen mir zum Herrn Wallenroth folgen. Er will einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?"

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir bei Ihnen der Stellvertreter vom Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser ein ältlicher Herr, sehr einnehmend und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht blos die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrlosten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre im Besitz, mich aber wenig darum

bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt zu meinen Handen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herrn drangen mit sonderbarer Güte in ihn. Herr von Wallenroth, der in der Meinung stand, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläuftiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bat immer mehr, verdoppelte zuletzt die Summe von 700 Gulden. — Konrad war bestürzt und froh zugleich. „Aber," sagte er: „Wie komme ich zu diesem übermässigen Vertrauen?" Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes, sagte er, und das meinige, sind eins."

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sichs gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle," sprach er: „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren ver-

storbenen Mann ich grosse Verpflichtungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwitwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mässigen Pension zu Alteck, und zwar habe ich ihr lebenslänglich Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alteck gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben."

Konrad hatte gegen die Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, gleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung abnehme.

Noch in der gleichen Woche reisete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; installirte ihn in aller Form, hielt sich aber nicht länger, als einen Tag auf, und ließ ihn dort bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrnhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf. Stallung, Scheuren, mit gros-

sem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrnhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach aber geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller aufs schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth viel Bildung und Lebensart. Ihre Blässe des Antlitzes, ihr stiller hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr stand niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie schon vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug in alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit grosser Wichtigkeit von der Klau-

sel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!" dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck etwas einheimischer geworden war. Denn er empfand wahre Ehrfurcht für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — dann sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben ein wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Da erzählte jeder sein Bestes. Der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen; Anmuth und Würze verbreitete über alles der Geist der Frau Walter.

Konrad war mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Bankier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Danks schrieb. „Ich verlange, schrieb er: in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise bekannter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert wie ihre Ländereien.

Wieviel bleibt mir anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter angezeigt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen, vom Herrnhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da nebst der Frau Walter und dem Verwalter ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, schlank, schön, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich ehrerbietig, wie vor einer Gottheit. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen,

worüber er doch dem Verwalter viel zu sagen hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zur Bewillkommung zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsylbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er entsetzlich erschrocken, und in sich hineingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst über sich, und daß diese fremde Josephine da ihm so gewaltig imponire. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in zwanglose Unterhaltung treten, wie mit den andern. Aber wenn ihn dann das Mädchen ansah mit den dunkeln, schönen Augen, wenn es ihm antwortete mit der süßtönenden Stimme, die ihm die Nerven beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad auf seine Stube kam, schwebte ihm

die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen selbst zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen war ihm die Geschichte, wie ein Traum; aber doch dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad aber auch nach Wochen konnte sich an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag schöner zu werden. Mit allen im Hause war er freundlich, vertraulich;

alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnte ers nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd da wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll, und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Ziereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als läge zwischen ihnen beiden ein unendlicher, unüberfliegbarer Raum. Sie hatte mit jedem zu thun, jeden behandelte sie auf die gleiche, freundliche Weise, von jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das giebt hier ein langweiliges Leben!" dachte Konrad: „Ich wollte Alteck läge hinter Kamschatka, und ich wäre nie hergekommen." Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nie; und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Land-

wirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut, und ein Paar Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs viel zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf schlechtweg handwerksmässig; die Bauern waren zufrieden, wenn der fromme Herr Sonntags auf der Kanzel fürchterlich schrie und in Schweiß zerfloß. Das that er auch, als ein redlicher Mann. Uebrigens bekümmerte er sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, grosse und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter mit ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstüzte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung und munterte er ihn auf, das Bessere zu wirken. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann richtig gegen die Neuerer, Sektirer, Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozinianer, welche die Religion zu Grunde richten wollen mit ihren Weltverbesserungen. Er hasse die gottlose Aufklärung, die endlich den

Pabst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, und war dabei klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherr. Sie haßten die Aufklärung wie er, weil sie sich ohne Ausnahme für ganz gescheute Leute, und andere, die es besser verstehen wollten, für Schwindelköpfe, Narren und Freigeister hielten. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher gestrenger Herrn gewohnt, und war einer zu gütig, lachten sie ihn aus, Achtung hatten sie vor ihm nicht. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, auch nicht auf den Kopf gefallen waren. Armuth herrschte bei allen, nur der Wirth war reich, bei welchem sie sich Sonntags nach angehörtem göttlichen Wort in Bier und Branntewein recht gottesfürchtig berauschten. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig oder betrügerisch, gegen den Pfarrer unterthänig, gegen die Bewohner des Herrnhau-

ses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verläumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend hatte, wegen Vergeben, einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äusserst verständigen Mann.

Jetzt, da man auf seinen Verstand Vertrauen gefaßt, war es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Sauberkeit und Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in ihren Kleidern meistens gleich Bettlern zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweissen Perücke und dem Loch im Aermel.

Ausser einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch

weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe grösser, weil man die Hülfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt, weil er zerrissen war; man trug ihn alltäglich und achtete den Schmutzflecken darum weniger. Für den Sonntag gehörte ein neuer Rock — so war neben aller Armuth unnützer Aufwand, Verschwendung. Was Jahre lang dauern konnte, überlebte kaum ein Jahr. — An zerrissene Kleider gewöhnt, schonte man sie auch nicht. Man achtete es nicht im Koth zu leben. Das ungeheilte Loch im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Wer beständig unflätig und zerlumpt einhergeht, hält weniger auf sich, als der Säuberliche. Diese Gleichgültigkeit gegen sich selbst ist der erste Grund sittlicher Verschlimmerung. Im schmierigen Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, widriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien auf der

Kanzel zum Dorf hinaus gejagt werden. Soll Wohlstand, Reinlichkeit, Gesundheit, Geschmack an edlere Vergnügungen und bessere Sitte ins Dorf: so muß das Weib, die Mutter, die Tochter die Nadel zu führen wissen. Wie das weibliche Geschlecht in höhern Ständen der Männer rauher Sitte und Denkart mildern, muß auch in den Dörfern die Reformation von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her. Es ist noch dazu der Dörferinnen eigener Vortheil; je milder die Sitte des Bauern, je weniger Schläge von der Hand des Ehegemahls.

So dachte Konrad. Sein erstes war, eine Nähschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerten sich die Näherinnen ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozinianer und dergleichen Leute, welche Nähschulen einführen.

Die Nähschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete die Idee.

„Mit dem Nähen, sprach sie: ists nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Viele Gemüse sind ihnen ganz fremd. Sie backen ungesundes Brod. Ihre Kost ist elend und ungeniesbar, soviel Salz und Schmalz sie auch hinzuthun. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Jedes Mädchen erlernt sie in wenigen Wochen. Kleine Belohnungen, ein rothes Seidenband, ein Strohhut, eine neue Schürze werden Wetteifer erwecken und den Geschmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Aber ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen ist der erste edlere Keim, der sich im Wilden entfaltet und ihn

menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit gerührt und verwandelt."

Frau Walter sprach über dies und anderes und mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchternd nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen grossen Edelkrebs zu entschalen und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter war ihr lieber. Bei Spaziergängen hing sie an an seinem Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh- Koch- und Gartenschule wurden sogleich organisirt. Die Lehrerinnen waren fleissig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Bald konnte nun Konrad befehlen, daß kein Bauer in zerrissenen Kleidern zur Amts-

stube komme; bald daß keiner, auch der Taglöhner, im zerfetzten Kittel, auf Hof und Gütern der Herrschaft arbeiten dürfe; bald daß Kinder, Knaben und Mädchen, reinlich gekleidet die Schule besuchen mußten. Der Herr Pfarrer eiferte gegen die Urianer; die Mädchen nähten; die Buben lernten — so ging alles in der Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen wußte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß ihm nicht wohl sei, und daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft sehr ernsthaft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigensinn, den sie an jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und still und beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassen-

heit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsylbig im Gespräch; mit allen andern (und oft hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiederte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uralten Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkohren. Nur Josephine rief ihm nie. Gern wählte er sie in dergleichen Nöthen. Zitternd streifte seine heisse Lippe ihre kühle Wange; aber Josephine war nie zu einem Kusse, auch nur im Scherz, zu bewegen. Selbst der steife Verwalter war glücklicher. — Und warum denn jeden andern, und mich nicht? fragte einst klagend Konrad. — Sie wand sich lachend von ihm los. „Ihnen kann ich und mag ich keinen Kuß geben!“ sagte sie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Kälte

oder Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe aber zugleich der Kampf gegen eine hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt; dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltner, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb gegen ihn, die sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien, — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unses stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich, antwortete sie lachend: ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten an uns zurückzudenken.

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleissigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er — Wehmuth wollte ihn übermannen — er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blicks ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn sie auf meine Blumen fleissig acht haben, eine neue Gieskanne!“ Sie sprachs und hüpfte davon. — Konrad stand wie vernichtet. Da wars gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging aufs Feld, und sah sie nur nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; alles lag geistlos, bedeutungslos, roh vor ihm. Der Baum

war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrnhügels ein grosses Erdbecken voller Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas schwärmerisch, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst! seufzte er dann zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen sie mit vieler Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. Aber — das gottlose Mädchen! — es war blühender, schöner, wunderbarer, als je. Ihre Freude war unverholen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte: sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause

hervor zum Wagen, — fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals, und weinte bitterlich.

Konrad scheute sich hinzublicken. Es floß etwas Glühendes über sein Herz hin, wie das brennende Gift der Eifersucht. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein gemeines Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsylbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wann er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten vom Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß beim Frühstück — trat ein vom Herrn Bankier Schmidt außerordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die übrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Keiner wagte zu fragen, da er schwieg. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer, und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er

nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er unterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiges Mitleiden gegen ihn.

Er verstand diese Sprache. Er griff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: Ich reise Morgens mit Tages Anbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr.

„Wie!“ rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? doch nicht für immer?“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . .“

„Heute Abend erfahren Sie mehr.“

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einsweilen und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin zu seinem Nachfolger ernannt; ihm, wie dem Verwalter

eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und künftigen Geschäfte betreffend, und dann, mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpacken der nöthigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts geringers im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe, daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich, um mit einigem Anstand leben zu können. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen; diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des

alten Mannes mit seiner Hände- oder Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschliessen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'ors schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad," so schloß der Brief:" nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren; oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Freundschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel."

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Er-

manglung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weis nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein oder zwei und sechszig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mislungene Pläne sehr gealtet. — Zu diesem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde Herrn von Wallenroth allzusehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neun und zwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Fall bitte ich mir schleunig zu melden, wieviel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

„Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese

Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom heutigen Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhafte Leute heute zu Tage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien; hilf deinem Vater!"

Er richtete alles zur Abreise vor und packte ein.

Kämpfe.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, vom Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers: als Konrad hineintrat.

„Ists Ernst?" sagte Frau Walter.

Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien!"

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblick ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück des Vater Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei ei!“ sagte der Herr Verwalter: „es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ sagte Frau Walter und schluchzte heftiger: „Es ist schön und edel *gedacht* von Ihnen, aber doch vielleicht allzurasch *gehandelt*. Wenn Sie sich einige Tage Zeit liessen; — *besserer* Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja

schrecklich!" — dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem schönen Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben." — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen entsetzlichen Schrei; Konrad flog besinnungslos zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hülfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? mir war wohl. Ich weis nun, wie süß es ist zu sterben."

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, bleich, erschöpft, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. —

„Kommen Sie!" rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen."

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte sich einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, und beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schreck gemacht." Sagte sie und lächelte zu ihm: Es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl."

„Und jetzt?" fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter, gieb mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gieb. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als der Körper."

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie ein Traum. So zärtliche Theilnahme hatte er nie von diesem Mädchen erwartet und gefunden; nie hatte er so tiefes Gefühl, so viel Seele in ihr erkannt. Er hätte zu ihren Füssen hinsinken, und sie anbeten mögen, wie eine Ueberir-

dische. Denn das schien sie ihm. Er wagte nur nicht ihre Hand zu berühren.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein.“ Antwortete sie: „Es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel; Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ists ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin; aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser, edler geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg.

Ich betrachte Sie und mich, wie zwei Sterbende. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: Mutter, ich weis du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gieb Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ichs sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ sagte sie: „welch ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbsteswillen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine mir nicht endlich zum Abschiede geben, was sie andern so oft im Scherz gewährte?“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber, edler Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit glühenden Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Da lag er die Nacht, wie in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen

vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfs liessen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Freund und Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; jedem war er ein Hausfreund, ein Wohlthäter gewesen, jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich weinend, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr als alle andere im Dorf geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach der allgemeine Schmerz um seine Abreise das gegebene Wort.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu geniessen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach

Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben!“

Indem er zum Haus hinaus trat an den Wagen, — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und alles weinte lautschluchzend, jammernd, mit aufgefalteten Händen. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen — da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich. Josephine, in leichten Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrack einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knieenden; aber im andern Augenblick war dies alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit

Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Nun habe ich genug gelebt.“ Damit ließ sie ab, und eilte ins Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorf hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ists denn?“ dachte der gute Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ists denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! Ich bin angegriffen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ists denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ists denn mehr? Wir verstanden uns zu spät; aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink in deinen Sarg, du Engel! da

ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? — Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten hin, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater! wo ist er es? wann ist er es?

So sprach Konrad mit sich selber. Aber er faßte sich endlich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!“ sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Aermel! würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!“

Gegen Abend kam er nach W**. Sogleich eilte er zum Herrn Bankier Schmidt. Dieser er-

staunte, doch froh, ihn zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst.“

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Bankier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn dort alt und krank seinem Elend überliesse; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?

„Sehr möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegen-

wärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?"

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück: ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung. Lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollten Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigner arbeiten."

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ists gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld: so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wieviel Sie ihm bestimmen wollen, wieviel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als

Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als Ihr und mein Geld. Er ist alt und schwach; er bedarf eines Sohnes, der ihn hegt und pflegt, unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr, als der kalte Dienst reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nichts mehr davon. Ich reise Morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft, Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wieviel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmidt sah ihn lange schweigend an. Konrad stand entschlossen und begeistert vor ihm, und was er sprach ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen

Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!" rief Konrad: „Wohl andere Gründe giebt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch umsonst. Sie selbst drängte mich fort nach Ostindien. Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel."

Herr Schmidt hatte die Augen voll Wasser, als Konrad so sprach. — „Kommen Sie an mein Herz!" rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenige Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten."

Konrad war über die plötzliche Rührung und Verwandlung des Herrn Schmidt sehr erstaunt. „Es ist doch, dachte er bei sich selbst, in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltische zur hölzernen Mumie einge-

schrumpft, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der stirbt nicht ganz. Es kömmt nur auf den Hauch an, der ihn anbläst. Das Urmenschliche erhebt sich endlich immer wieder mit siegerischer Grösse im Menschen, und läge es auch noch so tief vom kaufmännischen Soll und Haben erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von den theologisch und pädagogischen Systemen verzehrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, ein Mensch zu sein!"

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Bankiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viel seine Hochverräthereien an der Menschenwürde, — im gemeinen Leben aber gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben oft romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengrösse, welche wir an erhabenen Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet haben.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn,“ sagte er: „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläuftig, ich kann, ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weis, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab.“

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir vergnügt verstreichen lassen,“ seufzte Konrad: „vermehrt jenseits des Ozeans die Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises.“

Endlich kam der Abreisetag. Man setzte sich in den Wagen. Man nahm Postpferde. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor alle Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte sein Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich die Geschichte seiner Empfindungen für Jose-

phinen, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar für ihn. Er ahnete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Bankier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt hatte eine heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war sehr verdächtig.

Folgenden Tags endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwartete sie zum Mittagsessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fiebrischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft, und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben,“ sagte Herr von Wallenroth: „allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel im Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth: „durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorfe waren, wie alles um ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann

daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine grossen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens ganzes Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin; die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen

Kourier nach Alteck schrieb, Herr Eck werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in Händen der Frau Walter, und verhütet grösseres Uebel. Habe ich wohl gethan?"

„Sie haben wohlgethan." Sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?"

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben auch nur eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem leichten Schleier der Hoffnung und Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach Alteck schreiben; die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet. Aber ich gehe nach Ostindien!"

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?"

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?"

„Nein!“ rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.“

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen.“

„Nehmen wir,“ erwiederte Herr von Wallenroth: „nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollen einem Greise zu Hülfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, im Gram verlornes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlornen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht noch zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben.“

„Ich habe den Grundsatz,“ entgegnete Konrad: „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts anderes Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit

heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That steht aber in meiner Gewalt. Ich thue, was mir die Pflicht gebeut; über das andere waltet der, der alles zum Besten zu ordnen weis. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit, — nein das ists nicht — durch eine unwürdige, niederträchtige Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?" —

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck," versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien."

„Wie? wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? oder wollen Sie es mich glauben machen?" rief Konrad erschrocken: „oder hätten Sie vielleicht zuverläßige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug."

„Von alle dem nichts:" antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von

Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft; aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen. Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten, dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gebührt Ihnen."

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen? Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel! du dachtest nur an andere, nie an dich! nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernsten Augenblick nicht mit mir: so biete ich Ihnen, oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundert und zwanzigtausend.

Ich verpfände sie Ihnen für dreissig oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?“

„Ehe wir darüber eintreten,“ sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Bewegung des Gemüths: „müssen Sie die Schenkungsurkunde in Händen haben.“

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß, und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verheelen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das sonderbare Betragen der beiden alten Herrn nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: Sie scheinen tief bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich so gewaltig dagegen? Was

haben sie, ob ich nun gehe, oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben mit ihrer Seele einmal eingerostet sind, kömmts zuletzt doch immer auf gewinnen oder verlieren, Sollen und Haben an."

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der dem Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrack Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herrn aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe recht, lieber Eck, rief er mit Augen, die von Freude leuchteten. „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben."

„Mit nichten. Die Urkunde ist falsch."

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!"

„Aber — sie ist von vorgestern datirt."

„Richtig."

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?"

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen."

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?"

„Mein Gott, Sie sehens, Sie lesens ja! Vorgestern."

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?"

Nein, Herr Eck."

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!" rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden, und rief: „Mein Sohn!" und umarmte den jungen Mann, der

starr, wie eine Bildsäule da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schliesse mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kanns nicht!“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrads, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das alles gekommen sei?

„Nun, Kind,“ hub Vater Marbel an: „ich will dir alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in W**. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung; ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl Ver-

dienst und Tugend noch weit besser das Schaf vom Bock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, daß des Guten soviel will und thut, als es kann, unser einem, sage ich, bringt ein Pergamentbrief nur in Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache nur zu ernsthaft; genug ich hatte durch meine Weigerung den braven Fürsten, oder vielleicht seine Herrn links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmässig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das Schreiben wird mir sauer; und mögtest deine

Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.“

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fäuliches Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testamentes, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den Richter und Vater droben hintreten kann, o der hat wahrhaftig ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.“

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um destomehr Ueberfluß zum Besten anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich wahrhaftig schon viel zu viel. —

Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, wie sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund."

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seist ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestück ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Fleck hat? Mein Freund Herr von Wallenroth war schon so gütig und lieh seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth und das andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich."

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine

Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwitwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt, hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; es kannte mich kaum. Aber wie gesagt, es liebte Waltern; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich wills nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Witwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist, sagte er: so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraf.“ Hm, dachte ich, wenns so ist, und Konrad der rechte Mann, so wirds da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraf blieb in Alteck und dich pflanzen wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt nach W** warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen,

reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du fingst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußtapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieb haben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraf schaffe du ab.

Der Seraf.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke

jeder wird sich leicht seine Seligkeit denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knieen und mit Thränen der Freude und mit hocherhabenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon korrespondiren. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt: so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche

er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein," schrieb sie: ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über alles die herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht, es ist mehr; es ist wie eine Sehnsucht, in dem Gedanken an Sie ganz aufgelöst zu sein, und darin zu vergehen. Sie thuen recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, das ich bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre Ihnen die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist alles anders geworden: die ganze Natur anders, jeder Baum, jeder

Grashalm anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist eine neue Sonne, ein neuer Himmel, eine neue Schöpfung, und über alles auch ein neuer Geist."

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth zu Gott zu beten, weil er ihn in seiner Herrlichkeit nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger: zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchwehet; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern, und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen."

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad," sagte er: der Seraf hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elisiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!"

Beschluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagsessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß von freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsübungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind ihnen oft als Nothbehelfe von unschätzbaren Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den leisern Ruf der Herzen verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herrn machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht alles

gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hub Herr Marbel an: „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer dopelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen, Lippe auf Lippe, in einem Kusse aufgelöst. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen sie in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, das Ihr noch Odem habt!“ rief Herr

Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraf! fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammeltern, euer Brod im Schweiß des Angesichts essen; aber versteht sich, miteinander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tags ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen „Mein Sohn," sagte Herr Marbel: „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kömmst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte, wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Abentheuer
eines
Schnupftuches.

Eine junge hübsche Frau stand vor ihrem Wäschschranke, wo sie alte, weiche Leinwand suchte, und bei Seite legte. Wer sie sah, konnte die Ursache errathen; wer sie aber nicht gesehen hat, dem muß gesagt werden, daß sie eine süsse Hoffnung in ihrem Schoose trug, die, zu verwirklichen, der Zeitpunkt nahe war. Zu Windeln also war die weiche Leinwand bestimmt, zu den Windeln ihres ersten, mit einem geliebten Manne erzeugten Kindes. Nekkend und liebkosend stand er neben ihr und half ihr die Wäsche sortiren. Plötzlich fielen ihre Augen auf ein altes Schnupftuch und wurden feucht. Sie hielt es dem Gatten hin, leise fragend: „Soll ich das auch zerreissen?" — Er warf einen Blick darauf; sein Scherz verstummte; er schüttelte den Kopf und antwortete wehmüthig: nein! — Beide schwiegen und sahen starr auf das Schnupftuch.

In des jungen Weibes Augen sammelten sich Tropfen und rieselten still über die blühende Wange.

Er nahm ihr das Tuch aus der Hand, trocknete ihr sanft die Thränen damit, legte es wieder in den Schrank, umarmte sie herzlich, wiederholte: „nein! nein! das mußt du nicht zerreissen!“ und der Schrank wurde verschlossen.

Alsobald drängten sich sämmtliche Schnupftücher um das Eine, hoch begünstigte und riefen: Erzähle uns doch! wie geht das zu? welche grössere Verdienste hast du dir erworben als wir? die wir nur durch unsere frische Jugend vor dem vernichtenden Urtheile geschützt worden sind? du bist alt und abgetragen, in deiner Mitte befindet sich sogar ein grosses rundes Loch; wie bist du dem Schicksale entgangen, als Windel dein Leben zu beschliessen? —

Hört mir zu, sagte das alte Schnupftuch, ihr soll't wunderliche Dinge vernehmen. Ich bin von Geburt eine Holländerin und wurde in meiner frühesten Jugend, nebst vielen meines gleichen, von einer ehrbaren Dame gekauft; eigentlich nur um in einen grossen Schrank gelegt und dann und wann besehen zu werden; denn es geht den Damen mit der Wäsche wie dem Harpagon mit seinem Golde, sie haben deren nie genug und sammeln blos für

lachende Erben. Indessen hatte ich doch kaum einige meiner Jugendjahre unthätig zugebracht, als ein Zufall mich erlöste. Die alte Dame, deren eingesperrte Sklavin ich sein mußte, hatte einen Enkel, einen liebenswürdigen Jüngling, der vor kurzem Offizier geworden war. Nun sollte er zu Felde gehen und Lorbeern sammeln, wozu die karge Mutter ihn sparsam ausgerüstet, unter andern auch mit einem halben Dutzend Schnupftüchern versehen hatte. Diese waren ihm gleich in der ersten Woche von seinem Bedienten gestohlen worden; er fürchtete sich, es der Mutter zu gestehen? Klagte sein Leid der gnädigen Großmamma, die ihn zwar auch mit einem langen Sermon empfing, wobei der Zeigefinger unaufhörlich in Bewegung war, doch endlich erweicht ihre Brille aufsetzte, vor den vollgepfropften Wäschschrank trat, und, nach langem Wählen, unter Trennungsseufzern und mütterlichen Ermahnungen, ihm ein halbes Dutzend neue, feine Schnupftücher schenkte, unter welchen auch ich mich befand. Ehe der Enkel uns davon trug, wurden wir noch durch die Kammerjungfer sauber mit seinem Vor- und Zunamen, nämlich mit den Anfangsbuchstaben, H. S. v. J. und zum Ueber-

fluß auch noch mit der Jahrszahl bezeichnet. So machte ich seinen ersten Feldzug mit, blieb aber unverwundet.

Wir bezogen die Winterquartiere im feindlichen Lande, mein Herr auf einem Edelhofe, dessen Besitzerin, eine Witwe, entflohen war und blos einen Verwalter zurückgelassen hatte. Dieser ehrliche Mann besaß eine einzige Tochter, die freilich nicht hochwohlgeboren, aber sehr schön geboren war und deren ganzer Reichthum in lieblicher Unschuld bestand. Mein Herr war ein braver junger Mann, und sein Gewissen konnte man unter die engen zählen; aber in Feindes Lande erweitern sich auch die engsten Gewissen und besonders findet der Glaube, daß jedes schöne Mädchen von Rechtswegen eine schöne Beute des Siegers sei, zahllose Anhänger unter den Männern, die Uniformen tragen. Der Herr Lieutenant zählte sich auch zu diesen Helden und ließ die Künste der Verführung gegen das arme, unerfahrene Mädchen aufmarschiren. Seine Blicke, als Tirailleurs, beunruhigten sie unaufhörlich. Bald rückte auch das schwere Geschütz der Schwüre zur förmlichen Belagerung an. Sie vertheidigte sich standhaft, bis endlich auch die Liebe als Spion

in die Festung schlich, alle Wachen einschläferte und die Thore öffnete. Ich muß es meinem Herrn zum Ruhme nachsagen, daß die, mit hoher Schamröthe ihm vertraute, Nachricht von den Folgen ihrer Schwachheit ihn tief erschütterte, zumal da sie fast in der Stunde der Trennung ihn überraschte, denn die Armee hatte bereits Ordre zum Aufbruch erhalten. Da wurde ich oft hervor gezogen und mit Thränen der Liebe und Reue befeuchtet, ja bei der letzten Umarmung sogar als ein Unterpfand der Treue dem wimmernden Mädchen eingehändigt, denn ein Schnupftuch war so ziemlich alles, was der Herr Lieutenant geben konnte. Die Schicksale des Kriegs entfernten ihn bald darauf sehr weit von dem Wohnorte der Verlassenen, und es wurde nichts weiter von ihm gehört.

Meine neue Besitzerin hatte mich stundenlang auf dem Schoose, um denjenigen meiner Zipfel zu betrachten, in welchen der Name ihres geliebten Verführers eingewirkt war, auch bediente sie sich meiner sehr oft um ihre schönen Augen zu trocknen, doch weder ich, noch mehrere meiner Schwestern, reichten dazu hin, denn ihr ehrlicher Vater starb vor Gram und die Vorwürfe ih-

res Gewissens, verbunden mit der Hoffnungslosigkeit, führten auch sie zum frühen Grabe, nachdem sie eine Tochter zum kümmerlichen Leben geboren, der sie, um einst vielleicht ihren Vater wieder zu finden, nichts hinterlassen konnte als mich. In ihrer letzten Stunde übergab sie mich dem wackern Pfarrer, mit der Bitte, wenn einst ihr Lottchen groß geworden, ihr diese Erbschaft auszuliefern, und sie zur Warnung von dem unglücklichen Schicksal ihrer Mutter zu unterrichten.

Da der Kriegsschauplatz nunmehr aus dieser Gegend sich weggezogen hatte, so kehrte die adeliche Witwe, die Besitzerin des Gutes, zurück. Sie war eine lange gelbe Frau mit grossen schwarzen Augen, die immer weit offen standen, und vor welchen sich die ihres Mannes endlich zugethan hatten. Für die Armen bewies sie jederzeit eine grosse Schonung, indem ein bissiger Kettenhund die Bettler bei Zeiten benachrichtigte, daß hier nichts zu holen sei. Indessen wollte sie doch gern für mildthätig gelten, wenn nur eine kluge Berechnung dabei war. Es gelang dem biedern Pfarrer sie zu bewegen, sich des verwaisten Kindes anzunehmen, denn — ihre Weberin war alt und gichtbrüchig, und, unter der Bedingung, daß Lott-

chen einst alle auf sie verwandte Kosten abverdienen sollte, schickte sie das holde Kind, sobald es nur einigermaßen erwachsen war, nach der nächsten Stadt, wo sie bei einem geschickten Weber in die Lehre gehen mußte. Das waren Lottchens glücklichste Jahre, wie sie mir oft vertraut hat. Der ehrliche Weber hatte ein braves Weib und mehrere gute Kinder, mit welchen sie sorglos aufwuchs und nicht von ihnen unterschieden wurde, denn durch Folgsamkeit und Fleis erwarb sie sich die Liebe der ganzen Familie. Wenn Sonntags ein Spaziergang auf das nächste Dorf dem fleissigen Manne Erholung gewährte, und er das muntere Lottchen mit dem kleinen etwas unbeholfenen Peter, seinem einzigen Sohne, vor sich her hüpfen sah, so lachte ihm das Herz im Leibe. Selten fiel ihm ein, daß Lottchen nicht sein Kind sei, und wenn er auch einmal daran dachte, so pflegte er murmelnd sich zu trösten: I nu, was nicht ist, kann werden. Für ihn und sein ganzes Haus war es ein Tag der tiefsten Trauer, als Lottchen in ihrem sechszehnten Jahre scheiden mußte. Peter, damals achtzehn Jahre alt, fühlte den Verlust am schmerzlichsten und konnte sich gar nicht zufrieden geben. Aber die gelbe

gnädige Frau hatte mit Vergnügen vernommen, daß Lottchen die Geheimnisse der Weberkunst schnell und leicht begriffen und allenfalls darin mit den Prinzessinnen des Alterthums wetteifern könne. Die Zeit war gekommen, wo sie sich für ihre Wohlthaten bezahlt zu machen hoffte. Lottchen wurde geholt und saß von nun an wie angenagelt an ihrem Weberstuhl. Die reichsten Flachserndten mußte sie zu damastenen Tischzeug verarbeiten; alle Feiertage waren auf diesem Edelhofe längst abgeschafft und ihr kaum des Sonntags die Erholung vergönnt, den alten Pfarrer zu besuchen.

Doch blieb sie immer willig und dankbar und erfreute sich auch jener stillen Heiterkeit, der unzertrennlichen Begleiterin von dem Bewußtsein des Fleisses. Die schwarze Wolke sah sie nicht, die schon über ihrem Haupte schwebte.

Die gelbe gnädige Frau, obgleich schon hoch in die vierzig, hatte doch noch einen Liebhaber gefunden, einen armen Glücksritter, dem es behaglich schien von ihr sich füttern zu lassen, und der sie zu überreden wußte, die Reize ihres Goldes wären ihre eigenen Reize. Sie legte ihre welke Hand in seine nervigte, aber die schöne Rechnung, mit

dem Opfer seiner Freiheit ein behagliches Leben erkauft zu haben, hatte er ohne die Wirthin gemacht. Nicht genug, daß die gelbe Gemahlin, aus Sorge für seine Gesundheit, ihm den geliebten Wein versagte, und, damit er nicht bestohlen würde, jeden Groschen unter dem Schlüssel hielt; sie befliß sich auch, ihm täglich zu beweisen, daß wahre Liebe nie ohne Eifersucht ist. Ihre grossen schwarzen Augen standen offener als jemals, wenn die Seinigen nur von ferne einer weiblichen Gestalt folgten und sogar ein kleines buckligtes Kammermädchen wurde abgeschafft, weil sie einmal, da eben der Bedienter nicht gegenwärtig war, dem gnädigen Herrn die Pantoffeln gebracht hatte.

Daß Lottchen schön war, hatte er freilich auf den ersten Blick bemerkt, hütete sich aber wohl diese Bemerkung laut werden zu lassen, und wenn sie Sonnabends ihre Wochenarbeiten brachte, so kehrte er ihr gewöhnlich den Rücken, stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben, bis seine hunderträugige Gemahlin das Geschäft keifend abgethan hatte.

Doch einmal erschien die schöne Weberin gerade in einem Augenblicke, wo die gnädige Frau

im Nebenzimmer emsig beschäftigt war, einem Mädchen, das nicht fein genug gesponnen hatte, zur wohlverdienten Strafe Flachs um die Finger zu wickeln und diesen anzuzünden. Der gnädige Herr, vermeinend, diese Exekution werde ihr noch einige Minuten rauben, unterhielt sich zum erstenmale sehr freundlich mit Lottchen, und kniff sie sogar in die runde Wange. Hilf Himmel! in diesem Augenblicke trat die gelbe Dame herein, und glich dem Besessenen in der Bilderbibel, aus dessen Munde sichtbarlich unreine Geister fahren. Für einen unbefangenen Zuschauer war die Szene lächerlich. Denn die Wuth der gnädigen Frau ließ sich zuerst in spöttischer Höflichkeit aus. Sie schlug mit der knöchernen Hand dem gnädigen Herrn auf die Schulter, und als dieser sich erschrocken umdrehte, um zu sehen, woher der blaue Fleck ihm komme, machte sie ihm einen tiefen Knix, den er durch eine tiefe Verbeugung erwiederte. Darauf wandte sie sich zu Lottchen, gleichfalls mit einem tiefen Knix bis auf die Erde, und das gute Mädchen hielt für seine Schuldigkeit, sich auch ganz ehrbar zu verneigen, obgleich es nicht begriff, warum man heute zum erstenmale so viele Umstände mit ihr mache. Dieses Knixen und

Bücken von allen Seiten währte einige Minuten in stummer Wuth, stummen Schrecken, und stummer Verwunderung. Aber gleich wie die schmetternde Pfeife des Räubers im Walde plötzlich den Gesang der Vögel unterbricht, oder gleich dem Paukenschlag in einer berühmten Simphonie von Haydn, der unvermuthet in das sanfte Andante hinein donnert, so erhob nun plötzlich die gelbe Dame kreischend ihre Stimme. Vor allen Dingen kam sie dem Gedächtniß der beiden Erschrokkenen zu Hülfe, indem sie den Herrn Gemahl erinnerte, daß sie ihn von der Strasse aufgerafft, und das arme Lottchen, daß es, ohne sie, auf einem Misthaufen verhungert wäre. Mit bewundernswürdiger Besonnenheit wußte sie ihre Komplimente so einzutheilen, daß keiner mehr als der andere bekäme und beide überflüssig. Nur zuletzt warf sie noch ein schweres Gewicht in Lottchens Wagschale, hervorsprudelnd: sie trete in die Fußtapfen ihrer lüderlichen Mutter. Das überwältigte das arme Mädchen und bittere Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ja, weine nur“ schrie die Besessene, „daß du zum Dank für alle meine Wohlthaten mir den Gemahl verführen wolltest! aber weine fern von

hier, denn unter meinem Dache sollst du keine Stunde länger verweilen.“

Sie rief die Bedienten und befahl, ohne Schonung den Kettenhund auf Lottchen zu hetzen, wenn sie nicht auf der Stelle sich aus dem Hause pakken werde. — Dieser Befehl mußte freilich unvollzogen bleiben, denn ein Kettenhund ist kein Mensch, der sich hetzen läßt wohin es einem Wütherich beliebt. Der beissige Packan würde Lottchen doch kein Leides zugefügt haben, denn er war ihr mit Liebe zugethan, gleich allen Hausgenossen; allein es bedurfte, um eine schüchterne Taube zu verscheuchen, keines Lärmens wie ihn die Wilden machen, wenn sie den verfinsterten Mond den Klauen eines Drachen zu entreissen vermeinen. Lottchen dankte schluchzend der gnädigen Frau für alle ihre Wohlthaten, schnürte ihr Bündelchen und wanderte zu dem Pfarrer um Trost und Rath bei ihm zu suchen. Von ihrer Unschuld brauchte sie den alten Mann nicht zu überzeugen; er kannte die gelbe Dame und kannte auch seine gute Tochter; so pflegte er Lottchen zu nennen. Beide kamen überein, daß sie in der Stadt bei dem ehrlichen Weber ihre Zuflucht neh-

men solle, wo sie ohne Zweifel durch die erlernte Kunst ihr Brod verdienen werde.

Ehe sie von dem wackern Pfarrer schied, übergab er ihr die Erbschaft ihrer Mutter, nämlich mich, und sagte sehr bewegt: „Ich füge keine Ermahnung hinzu. Dies Schnupftuch erinnere dich, daß auch ein sittsames, tugendhaftes Mädchen, wie deine Mutter war, stets gegen ihr Herz auf der Huth sein muß.“ Er gab aus seiner eigenen Armuth ihr noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg, und Lottchen ging, in ihrem Busen mich verbergend; doch zog sie mich oft hervor, um die Spuren von den Thränen ihrer Mutter durch ihre eigenen wieder aufzufrischen.

Sie hatte zwei Meilen bis in die Stadt zu wandern. Es war schon gegen Abend, als sie ihrer Heimath den Rücken kehrte, aber ein schöner Sommerabend. Sie nahm sich vor, in einem Wirthshause an der Strasse, eine Stunde von ihrem Dörfchen gelegen, zu übernachten, und dann mit dem Früheſten aufzubrechen. Aber sie hatte vergessen, daß eben ein Feiertag war, an welchem alles lüderliche und muthwillige Gesindel aus der ganzen Gegend sich in jenem Wirthshause zu versammeln pflegte. Schon von ferne

hörte sie den Lärm der Betrunkenen und beschloß sogleich hier nicht zu verweilen, wo ihrer Sittsamkeit Gefahr drohte, lieber im Dunkeln fortzuwandern, und, wenn sie ermüden würde, unter dem ersten besten Baume im Schutze der Engel zu ruhen. Leise und ängstlich schlich sie an dem Wirthshause vorüber; die Schritte beflügelnd eilt sie in den nahen Wald durch den die Strasse führte, oft hinter sich blickend ob sie nicht verfolgt werde. Die trunkenen Gesellen hatten zu ihrem Glück sie nicht bemerkt.

Noch eine Stunde war sie gegangen, während die Schatten sich verlängerten, die Sonne nur noch die Wipfel der Bäume vergoldete; eine grauliche Dämmerung brach herein, die Käfer schwirrten, die Vögel schwiegen, die Fledermäuse begannen herum zu flattern; es wurde finstere Nacht. Alle Raub- und Mordgeschichten, die seit dem letzten Kriege sie oft erzählen hören, stellten sich jetzt vor ihre aufgeregte Einbildungskraft. Auch in diesem Walde war es nicht geheuer, das wußte sie und bebte. Jede weisse Birke schien ihr ein Räuber, jedes Johanniswürmchen eine Diebeslaterne. Die Furcht lähmte ihre Füsse, sie konnte nicht weiter. Nun fing sie an zu über-

legen: bleibe ich hier auf der Landstrasse, so wird mein weisses Kleid zum Verräther an mir und jeder Vorübergehende mich gewahr werden; suche ich aber seitwärts im dicken Gebüsch ein Ruheplätzchen und halte mich da still, so wird niemand ahnen, daß ein armes, flüchtiges Mädchen hier den Morgen erwartet. — Jetzt kroch sie über den Graben, der längs der Strasse fortlief und tappte in den Wald, vor jedem Knistern ihres eigenen Fußtritts bebend. Sie wählte die dunkelste Stelle im Erlengebüsch; setzte sich in das feuchte Gras, legte ihr Bündelchen unter das Haupt und — schlummerte nicht, sondern betete leise. Ueber ihr funkelten die Sterne und der Himmel prangte mit seinem Ordensbande, der Milchstrasse; da hinauf sandte sie ihre frommen Seufzer. Dort ist die Wohnung meiner Mutter! flüsterte sie in mich hinein.

Fast bis Mitternacht mochte sie so gelegen haben, als sie in der Ferne Männerstimmen hörte, die sich näherten, bald auch wandernde Lichter durch die Blätter schimmern und verschwinden sah. Sie zitterte und hielt den Athem an sich, hoffend das Getümmel werde vorübergehen. Allein der Fieberfrost des Schreckens ergriff sie,

daß ihre Zähne aneinander schlugen, als sie, beim Schein zweier Blendlaternen, deutlich fünf Kerls gewahrte, die, Einer nach dem Andern, über den Graben sprangen und wenige Schritte von ihrem Schlupfwinkel sich lagerten. Der leise Wunsch zu sterben ehe sie entdeckt würde, war alles was die Angst ihr zu denken verstattete. Mit stieren, brennenden Augen starrte sie durch ihren Blätterschirm, nach der verdächtigen Gruppe und hatte keinen Athem mehr.

Jetzt vernahm sie wie die Räuber — denn allerdings waren es entlaufene, zu diesem saubern Handwerk vereinte Rekruten — sich untereinander Vorwürfe machten, daß sie, um solcher Kleinigkeiten willen, einen Menschen erschlagen, sich selbst in Gefahr gesetzt, verfolgt und entdeckt zu werden; denn die ganze Beute, die ausgebreitet vor ihnen lag, bestand in einigen Kleidungsstücken, einer silbernen Uhr und einem kleinen Beutel mit Scheidemünze. Murrend theilten sie den Raub, nahmen Abrede, wo sie sich am nächsten Abend wieder treffen wollten und trennten sich dann. Drei derselben begaben sich zurück auf die Landstrasse, zwei gingen tiefer in den Wald, und streiften mit ihrer Blendlaterne

so nahe an Lottchens Schlupfwinkel vorbei, daß sie sich bereits für verloren hielt und ein kleines Messer aus der Tasche zog, um es sich in die Brust zu stossen, wenn sie gefunden würde. Durch diese hastige Bewegung ein Geräusch erregend, hätte sie sich fast verrathen, denn schon rief einer dem andern leise zu: „da raschelt etwas, leuchte einmal hieher!“ Allein zum Glück hatte der Kerl, der die Laterne trug und schon einige Schritte weiter war, nicht Lust wieder umzukehren. „Was wirds sein?“ sagte er, „eine Eidechse oder ein Eichhörnchen.“ Um das fortschreitende Licht nicht zu entbehren, mußte sein Gefährde ihm folgen ohne weitere Untersuchungen anzustellen. Lottchen lag unbeweglich, so lange sie nur in der Ferne ein Knistern vernahm, und erst als Grabes Stille sie wieder umgab, zog sie mich hervor und trocknete den Todesschweiß von ihrer Stirn. Dann hob sie sich leise auf ihre Kniee und dankte Gott für seinen Schutz und betete bis der erste Schimmer der Morgenröthe durch ihre dichte Laube brach. Die Vögel erwachten und zwitscherten Muth in ihre Seele; auch vernahm sie schon tief im Walde die Glöcklein des weidenden Viehes. Jetzt wagte sie sich wieder auf die Land-

straſſe, ſchüchtern wie ein Reh und eben ſo flüchtig. Doch als die Sonne in ihrer Pracht aufging, nun der ganze Wald belebt war, und ſogar ſchon ein friſcher Wind den Schall der ſchlagenden Thurmuhren aus der fernen Stadt an ihr vorüberführte; da wurde ihr leichter ums Herz, und ihr Gang ruhiger. Ein Fuhrmann zog, ſein Morgenlied ſingend und mit der Peitſche knallend, an ihr vorbei; nun war ſie nicht mehr allein im Walde, nun hob ſich die Bruſt, ſie grüßte den Fuhrmann unbefangen und ſtimmte laut in ſein Morgenlied.

Faſt hatte ſie des Waldes Ende erreicht, als ſie in einem dicken Gebüſch neben der Straſſe ein Aechzen vernahm wie das eines Sterbenden. Plötzlich ſtand ſie ſtill — ein kalter Schauer überfrieſelte ſie — ihr Haar ſträubte ſich empor — die Furcht zog ſie vorwärts, die Menſchenliebe zurück. Sie wollte einen Augenblick dem Fuhrmann nacheilen und ihn zurückholen; aber er war ſchon zu weit. Dann horchte ſie ängſtlich ob ſie nicht den Fußtritt irgend eines Kommenden vernähme, den ſie anſprechen könne; allein ſie hörte nichts als das bange Aechzen im Buſche. Freilich mußte wohl bald irgend ein Wagen oder Fußgänger auf

dieser vielbesuchten Strasse erscheinen, aber sollte sie so lange zögern einem Unglücklichen beizustehen der unterdessen hülflos sterben könnte? — Das belauschte Gespräch der Räuber brachte sie natürlich auf die Vermuthung, hier liege der Beraubte, den sie getödtet zu haben vermeinten. Jeder Augenblick, in dem sie noch zauderte, verlängerte seine Qualen. Das fromme Mädchen dachte an den barmherzigen Samariter, faßte Muth und trat in das Gebüsch.

Da erblickte sie einen halb entkleideten Jüngling mit einer tiefen Kopfwunde, ohnmächtig wimmernd. Das Blut rieselte ihm über die leichenblasse Wange, sein Auge war gebrochen. Bei diesem gräslichen Anblick zuckte die Pilgerin und wollte fliehen, doch ihr Herz und Frömmigkeit zogen sie sogleich zurück. Ich bin eine Christin! rief sie laut, als wolle sie durch die Erinnerung sich Muth einsprechen. Sie kniete hin zu dem Verwundeten, zog mich hervor, suchte in ihrer Tasche ein Gläschen mit kölnischem Wasser, ein Geschenk des Pfarrers, befeuchtete mich damit, wusch die Wunde, wusch das Blut dem Jüngling von Stirn und Wange, benetzte mich noch einmal und band mich um sein Haupt das in ihrem

Schoose ruhte. Dann flößte sie auch einige Tropfen von dem Wasser ihm in den Mund; die Lebensgeister kehrten wieder, er schlug die Augen auf. Doch die Zunge versagte ihm noch den Dienst; nur seine Blicke sprachen eine dankbare Wehmuth aus.

Nun hatte aber Lottchen, zwar nicht ihr Mitleid, doch ihre Kräfte für ihn erschöpft; was sollte nun weiter aus ihm werden? — Gehen konnte er nicht, sie ihn tragen auch nicht. Sollte er da im Gebüsche liegen bleiben, bis sie Lärm in der Stadt machte und von dort aus Hülfe kam? — dann hätte er vielleicht verschmachten müssen. Lottchen wußte keinen andern Rath, als den Verwundeten von hinten unter die Arme zu fassen und ihn mit grosser Anstrengung bis an den Rand des Grabens zu schleifen. Hier legte sie ihn nieder, setzte sich neben ihn und harrte mit Ungeduld auf den ersten Vorüberfahrenden, der, wie sie nicht zweifelte, ihn aufladen und sanft nach der Stadt bringen würde. Es währte auch nicht lange, so verkündete eine Staubwolke, die sich schnell die Strasse herauf wälzte, die Annäherung eines Fuhrwerks. Bald erkannte sie einen offenen Wagen mit vier schnaubenden Hengsten neben einan-

der gespannt und in demselben einen dicken Herrn, der, gleich einem römischen Triumphator nach der Stadt zu eilen schien. Es war ein Proviantkommissär, der im letzten Kriege die Soldaten schlechter gefüttert hatte als wie seine Pferde. Er kehrte von einer nahen Villa zurück, wohin er, um den neuen Bau eines Pallastes zu übersehen, Tags zuvor gefahren war. Lottchen schrie ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen. Er ließ halten. Sie trug in wenigen rührenden Worten ihr Anliegen vor, doch seine ganze Antwort war an seinen Kutscher gerichtet: fahr zu! und schnell rollte der Wagen vorüber, einen Staubwirbel hinterlassend, der die Bittende in eine erstickende Wolke hüllte.

Voll Erstaunen sah sie ihm nach. Der dicke Mann mußte sie nicht verstanden haben, wie war es sonst möglich, daß er vorüber fahren könnte? — Ein viersitziger Wagen erschien, bequem und elegant; ein Herr und eine Dame saßen darin, zwei Plätze waren leer. Der Herr schlief, sein Haupt an ein seidenes Kissen gelehnt; die Dame wachte. Beide kamen gleichfalls von der Villa des Proviantkommissärs, wo sie als Gäste die schöne Sommernacht verschwelgt hatten. Lottchen erhub ihre Klagestimme aufs neue. Der Kutscher hielt

sogleich, ohne Befehl von seiner Herrschaft empfangen zu haben. Der Anblick einer Dame gab Lottchen den Muth bis an den Schlag zu treten, aus dem so eben der aufgerichtete Herr den Kopf steckte um schlaftrunken zu fragen: was gibts? — Lottchen erzählte und bat, den Verwundeten aufzunehmen. „Gutes Kind“ sagte die Dame, „das ist unmöglich. Der Mensch würde den ganzen Wagen beschmutzen und beflecken, sein Anblick mich ohnmächtig machen; auch siehst du wohl, daß hier kein Platz für ihn ist.“ — Lottchen warf einen bittenden Blick auf den leeren Rücksitz und bemerkte nun erst, daß da ein Korb mit einem knurrenden Schooshunde stand. Diesen einstweilen auf den Boden des Wagens zu stellen, wurde für unthunlich erklärt. Lottchen war so kühn vorzuschlagen, daß die Dame den übrigen Weg nach der Stadt zu Fusse machen möchte, vernahm aber, statt der Antwort, blos ein lautes Gelächter, als habe sie etwas, ganz abgeschmacktes begehrt. „Sei ruhig mein Kind“ sagte die Dame indem sie ihr einen Gulden zuwarf, „sobald wir an das Thor kommen, soll der Bediente den Vorfall auf der Hauptwache melden, worauf ohne Zweifel die Polizei das Nöthige verfügen wird.“ Mit einem

gnädigen Kopfnicken für Lottchen und einem Zuruf an den Kutscher, so schnell als möglich zu fahren, damit dem armen Menschen bald geholfen werden möchte, endete auch diese Szene. Der Herr war schon früher wieder eingeschlafen.

Noch schlimmer ging es der Bittenden mit einer Postchaise, in welcher ein junger Herr saß, der von Paris zurückkam. Er lorgnirte das schöne Mädchen während sie sprach, und war auf der Stelle bereit — nicht den Verwundeten, sondern sie selbst in den Wagen zu nehmen; ein plumper Scherz, der in einem solchen Augenblick das reine Gemüth der Fürsprecherin um so heftiger empörte. Sie wandte ihm verächtlich den Rücken und er fuhr lachend davon.

„Gott! welche Menschen!" sagte Lottchen, faltete ihre Hände und blickte weinend gen Himmel. Der Verwundete war seiner Besinnung jetzt wieder vollkommen mächtig; er hatte alles gehört und gesehen, nur zu sprechen versuchte er immer noch vergebens; ein Gefühl der Ohnmacht das ihn mehr peinigte als der Schmerz seiner Wunde, denn er hätte seiner schönen Retterin so gern ein Wort des Dankes zugehaucht.

Endlich kam ein Bauer mit einem einspänni-

gen Wagen. Er hatte Heu geladen und führte auf dem Heu ein fettes Kalb nach der Stadt. Lottchen sprach ihn gar nicht an, denn, meinte sie, haben die reichen, vornehmen Leute mich so schnöde abgewiesen, was darf ich von einem armen Bauer erwarten? — Doch kaum hatte dieser die weinende Dirne und neben ihr den bleichen ausgestreckten Jüngling erblickt, als er unangesprochen seinem Gaule ein Prr! zu rief und fragte: na was gibts denn hier? — Lottchen erzählte und ehe sie noch mit der Erzählung zu Ende war, hatte der Bauer schon sein Kalb abgeladen, ihm die gebundene Füsse gelöst, ihm dagegen den Strick um den Hals gewunden und es hinten an den Wagen befestigt. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schritt er jetzt über den Graben, packte den Hülfsbedürftigen und trug ihn auf das Heu, wo er ihm das Lager so bequem als möglich zu machen suchte. Für ihn selbst blieb kein Platz, das kümmerte ihn nicht. Er sagte: Gott befohlen Jungfer! faßte den Zügel, schwang die Peitsche und schritt munter neben her. Doch alsobald ergab sich ein Hinderniß: das Kalb wollte durchaus nicht folgen, es ließ sich schleppen und wenn der Bauer noch länger mit Gewalt sein Pferd an-

trieb, so würde es unfehlbar erdrosselt worden sein. Prr! rief er noch einmal, legte ganz gelassen den Zügel auf den Wagen, löste das Kalb vom Stricke und ließ es laufen wohin es wollte. Dann nahm er eben so gelassen seinen Zügel wieder in die Hand, und schritt vorwärts ohne sich einmal nach Lottchen umzusehen, die mit Thränen der Rührung den edlen Menschen segnete.

Sie versuchte nun dem Wagen zu folgen, aber die mancherlei Schrecknisse, die ihr seit gestern begegnet, hatten sie so angegriffen, daß ich sie bald aus den Augen verlor. Der Bauer fuhr so schnell als der Verwundete auf seinem weichen Bett von Heu es nur immer vertragen konnte. Am Thor lieferte er ihn der Wache ab, ohne Dank oder Lohn zu begehren, und mein neuer Herr, den ich nun erst kennen lernte, wurde ins Hospital gebracht, wo er langsam genas.

Er hieß Eduard Werlau, und war der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes, der ihm eine gute Erziehung gegeben und stets mit Liebe behandelt hatte. Aber zu seinem Unglück wurde sein Vater noch als Greis in die Netze einer Buhlerin verstrickt, die nun als zweite Gattin

den alten schwachen Mann beherrschte, und für den empfindlichen Eduard eine so lieblose Stiefmutter wurde, daß der feurige Jüngling, nachdem er lange geduldet, endlich aus dem väterlichen Hause entwich. Unbekannt mit der Welt zweifelte er keinesweges, daß er überall ein leichtes Unterkommen finden würde und hatte nichts mit sich genommen als einen kleinen Sparpfennig und seine Uhr. Beides wurde ihm geraubt sammt seinem Oberrocke. Mit einem Kittel, den sein mitleidiger Wundarzt ihm schenkte, verließ er das Hospital und sein ganzer Reichthum war ich. Doch fürwahr er dünkte sich reich in meinem Besitz; er selbst hatte mich sauber gewaschen, trug mich auf seinem Herzen und betrachtete mich oft mit Ehrfurcht und Wehmuth. Gern hätte er noch einmal sich den Kopf zerschlagen lassen, wenn er dadurch den Engel hätte wieder finden können, der mich um sein Haupt gewunden hatte. Mehrere Tage suchte er Lottchen in allen Strassen und schaute in alle Fenster, die niedrig genug im Erdgeschosse waren, doch immer vergebens. Indessen vermuthete er sie doch in seiner Nähe und ließ die Hoffnung nicht fahren, sie zufällig anzutreffen, wenn er nur erst irgend ein Broderwerb sich

verschafft hätte. Er ging von Haus zu Haus und bot seine Dienste an; zu den niedrigsten wollte er sich verstehen, doch niemand traute ihm, denn er sah so ärmlich aus und hatte keine Zeugnisse aufzuweisen. Man hielt ihn für einen gewöhnlichen Landstreicher und alle Thüren blieben ihm verschlossen. Das brachte ihn endlich zur Verzweiflung. Der Hunger verwirrte ihm die Sinne. Betteln wollte und konnte er nicht. Düstere Gedanken, mit Selbstmord schwanger, bemächtigten sich seiner. Schon seit zwei Tagen hatte er nichts gegessen. Mich zu verkaufen war das letzte Mittel um sich noch einen Bissen Brod zu verschaffen; aber er schwur laut, lieber wolle er verhungern. Auch hätten die paar Groschen ihm doch nur das Leben auf wenige Tage gefristet. Er machte noch einen Versuch sich als Packträger zu verdingen, und als auch dieser mißlang, weil er zu diesem Geschäft die körperliche Kraft ihm mangelte, so beschloß er zu sterben.

Es war ein freundlicher Sonntag, an dem er, unter tausend fröhlichen Menschen — er allein der gramvolle — nach einem Dörfchen wanderte, dessen angenehme Lage die Bewohner der Stadt, besonders die Handwerker, an Feiertagen heraus-

zulocken pflegte. Wohlgenährt in Sonntagskleidern, von spielenden Kindern umgeben, zogen sie truppenweis an ihm vorüber; Niemand achtete seiner. Im Wirthshause vernahm er Musik, das klang ihm widerlich. Draussen unter den Bäumen wurde gegessen und getrunken, mit der Gier des Hungers schweifte sein Blick umher, Niemand bot ihm einen Bissen. Da ging er endlich in ein nahes Wäldchen, weinte bitterlich, bat Gott und seinen Vater um Vergebung wegen der That die er ausüben wollte, suchte einen Baum, der einen starken Ast niedrig genug hervorstreckte, um ihn erreichen zu können, wand mich um den Ast und knüpfte mich dann um seinen Hals. Aber in diesem Augenblicke ergriff ihn eine rettende Hand, er sah sich um, sein Engel stand vor ihm — es war Lottchen.

Nachdem sie auf der Landstrasse vergebens versucht hatte, dem Wagen nachzulaufen, ließ sie ihn endlich, von ihren frommen Wünschen begleitet, fahren, freute sich im Stillen der gelungenen Rettung eines Menschen, und kam eine Stunde später nach der Stadt. Hier wurde sie von dem ehrlichen Weber und seiner Familie mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen, und trat

sogleich in ihren alten Wirkungskreis, vom Morgen bis zum Abend am Weberstuhl beschäftigt und durch ihren Fleiß reichlich vergelten, was der Zuwachs der Familie durch sie an vermehrten Aufwand bedurfte. Herzlich wünschte sie wohl oft zu erfahren, was aus dem fremden Jüngling geworden, dessen rührende Gestalt noch immer vor ihr schwebte; auch hätte sie mich gern wieder gehabt, ich war ja das Einzige, was sie von ihrer Mutter besaß, und ich allein konnte einst vielleicht ihr den Vater wieder geben; allein sie tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß sie mich nicht leichtsinnig vergeudet, sondern sich meiner zu einem christlichen Zweck bedient habe. Gott wirds vergelten! meinte sie und blieb ruhig und eine lang entbehrte Heiterkeit verbreitete sich über ihr ganzes Wesen, denn sie war ja nun wieder eine Tochter im Hause liebender Eltern. Nur Eines trübte ihre Ruhe, der Kummer der jetzt eben dieses Haus traf; denn Peter, des Webers einziger Sohn, hatte bei der Konskription das Loos gezogen, welches ihn bestimmte eine Muskete zu tragen, und der Vater war zu arm um einen Stellvertreter zu erkaufen. Lottchen sah den stillen Gram des ehrlichen Alten, den Jammer der Mut-

ter und Geschwister, die Verzweiflung des Jünglings, konnte nicht helfen und litt unaussprechlich. Der Augenblick der Trennung rückte schnell heran. Am nächsten Montag schon sollte Peter marschiren. Unter tausend Thränen wurde beschlossen, ihm noch am Sonntage auf dem Dörfchen, wo er so oft mit seinen Eltern froh gewesen, eine Art von Abschiedsschmaus zu geben. Still mit gesenkten Häuptern war die Familie hinausgewandert. Der Vater ließ Wein und Kuchen auftischen, Einer nöthigte den Andern zum Essen und Trinken, aber niemand aß und trank. Jeder wollte fröhlich scheinen, oder doch wenigstens muthig, aber die gläsernen Augen wurden beständig zu Verräthern der gepreßten Herzen. Das konnte Lottchen nicht länger mit ansehen. Auch ihre Thränen wollten oft hervorbrechen. Da entfernte sie sich unbemerkt von der trauernden Gesellschaft, schlich still in das nahe Wäldchen um sich Luft zu machen und hörte plötzlich dort mit Schauder Eduards letztes Gebet, sah wie er mich um seinen Hals schlang und hatte kaum die Kraft hervorzuspringen und mit einem Schmerz des Entsetzens ihm in den Armen zu fallen.

Eduard, mit seinen verwirrten Sinnen, meinte anfangs wirklich, sie sei eine himmlische Erscheinung, denn daß sie im Walde den Verschmachtenden rettete und nun gerade wieder den Verzweifelnden retten mußte, traf ja so wunderbar zusammen. Stumm fiel er auf seine Kniee und legte die erhobenen Hände flach aneinander und starrte sie mit Ehrfurcht an. Lottchens Busen stieg unter dem groben, selbstgewebten Tuche schnell auf und nieder. Sie brach in Thränen aus und nun erst fand sie Worte: „Mein Gott! was wollten Sie thun?!“ — „Mein elendes Dasein enden“ stammelte Eduard. — Da kniete Lottchen ihm gegenüber und betete laut mit Inbrunst, daß Gott diesem Unglücklichen Kraft verleihen wolle, das irdische Leben zu tragen um des himmlischen Willen! und wie sie so mit verklärtem Antlitz emporschaute und das kunstlose Gebet über ihre Lippen strömte, da borst die Rinde der Verzweifelung, die Eduards Brust eingezwängt hatte, die Thränen standen im Rinnsaal, er beugte sich in den Staub und rief mit zermalmten Herzen: Amen! Amen!

Lottchen stand auf und erhob auch den Jüngling und bat ihn freundlich ihr seine Leiden mit-

zutheilen. Er that es mit wenigen Worten, und schwur, er wolle künftig um ihretwillen standhaft alles erdulden, auch den Hungertod, der ihm unvermeidlich drohe. Da gedachte Lottchen der trauernden Familie, die sie unter den Bäumen des Wirthshauses zurückgelassen, und hastig fragte sie: ob er nicht Soldat werden wolle? — Zugleich unterrichtete sie ihn von dem Jammer der Eltern, die so eben ihren einzigen Sohn verlieren sollten, und wie es nur bei ihm stehe, diesen Jammer plötzlich in Freude zu verwandeln.

„Wie! rief der Jüngling, es wäre Jemand auf der Welt, dem der arme Eduard Freude geben könnte? O geschwind führen sie mich in den Kreis dieser Familie, die mir schon theuer ist weil Sie ihr angehören. Ich bin bereit in dieser Stunde zu gehen wohin sie wollen.“ — Folgen Sie mir! sagte Lottchen und schwebte vor ihm her, und er folgte ihr als einem guten Geiste der ihm gewinkt, und als sie nun der Tafel sich näherten, an welcher die Trauernden mit stummen Schmerz in die gefüllten Gläser blickten, da ergriff sie Eduards Hand und plötzlich mit ihm vor den Tisch tretend, rief sie fröhlich: „Hier ist ein Stellvertreter!“

Da erhoben sich schnell die gesenkten Häupter. Mit grossen zweifelnden Augen starrten Alle das Mädchen und ihren Begleiter an, und keiner getraute sich zu fragen: ists auch wahr? — Lottchen erzählte nun, der Jüngling, den sie ihnen zuführe, sei derselbe, den sie beraubt im Walde gefunden und den, durch Gottes barmherzige Fügung, sie nun wieder angetroffen in einer Lage die ihm bereitwillig mache, Peters Stelle einzunehmen. Mehr zu sagen hütete sich ihr schonender Mund.

Mit lautem Jubel umringten nun Alle die Rettungbringende und überhäuften Eduard mit Liebkosungen, zogen ihn an den Tisch und Jeder wollte der Erste sein, der das volle Glas ihm reichte. Er trank. Der lang entbehrte Wein strömte erquickend durch seine Adern, eine leichte Röthe färbte seine Wangen wieder und das erloschene Auge begann aufs neue zu funkeln.

Hier und auf dem Heimwege wurde nun Alles verabredet, wie man den Fremden ausstatten und seine künftige Bestimmung ihm behaglicher machen wollte. Er hörte das Alles nur mit halbem Ohr, denn ging er an Lottchens Seite, hing an ihr mit verschlingenden Blicken und zum Ersten-

male dehnte sein Herz sich aus und hatte nicht Raum genug für die Liebe die es muthig fühlte. Taumelnd betrat er die Wohnung der Geliebten und, während die geschäftige Mutter ein frohes Abendmahl bereitete, der Vater sich noch in der Dämmerung zu der Behörde verfügte um zu melden, daß er einen Stellvertreter gefunden, die Kinder allen Nachbarn verkündeten, daß Bruder Peter sie nicht verlassen werde, blieb Eduard mit Lottchen allein. Ungekünstelt sagte er ihr, daß er eine unaussprechliche Liebe zu ihr gefaßt und das Leben, welches sie ihm zweimal gerettet, künftig nur ihr weihen wolle. Hocherröthend hörte sie ihm zu und auch in ihr regte sich zum Erstenmale ein Gefühl, das lebhafter war als ihr frommes Mitleid. Ohnehin werden edle Seelen durch ihre eigenen Wohlthaten fest an deren Gegenstand geknüpft, selbst an den Unwürdigen, um wie vielmehr, wenn Liebe und Dankbarkeit den Würdigen schmücken. „Ich werde jederzeit den innigsten Antheil an Ihrem Schicksale nehmen, sagte sie ihm gerührt und reichte ihm die Hand, die er an sein Herz drückte.

Aber noch Einmal mußte sie ihm weh thun ehe er schied, denn sie forderte mich von ihm zurück,

ihm dabei erklärend, warum sie einen so hohen Werth auf mich setze. Lieber hätte Eduard alle die schöne Wäsche entbehrt, mit der die Weberin ihn reichlich ausstattete. Zögernd zog er mich aus dem Busen, betrachtete noch einmal alle die Zeichen die mich kenntlich machten, drückte mich noch einmal an seine Lippen und übergab mich der, die das heiligste Recht an mich hatte.

Die letzte Nacht verträumte er in des Webers Werkstatt, wo man neben Lottchens Weberstuhl ihm ein Lager bereitet hatte. Am andern Morgen stellte er sich vor die Behörde, ein schlanker, kräftiger Jüngling, und wurde gern an Peters Statt empfangen. Als die Konskribirten ausmarschirten ging er festen Schrittes unter ihnen; nur als sie an Lottchens Wohnung vorüber zogen, wankte er ein wenig. Sie stand am Fenster und winkte ihm durch mich noch ein Lebewohl zu! aber ich flatterte nicht leicht in die Luft, denn ich war von Thränen schwer.

Sie ging nun wieder an ihren Beruf, nicht ganz so fröhlich wie vormals, denn immer gedachte sie des Jünglings, der jetzt, gleich dem Weberschifflein in ihren Händen, vom Schicksal hin und her geworfen wurde. Nie versäumte sie

in ihrem Gebete Gottes Güte auch für ihn in Anspruch zu nehmen und nie war ihr Gebet herzlicher als wenn es für ihn empor stieg, nur wußte sie das selbst nicht.

Auch das bemerkte sie anfangs nicht, daß diese Begebenheit ihr Verhältniß in der Familie des Webers ganz verändert hatte. Peter, der ihr immer gut gewesen war und nun in ihr seine Retterin verehrte, liebte sie jetzt mit unverhüllter Leidenschaft; die guten, dankbaren Eltern betrachteten sie als einen Engel, der Segen ins Haus bringe. Schon lange hatten sie dem einzigen Sohne ein braves Weib gewünscht, wo könnten sie ein braveres für ihn finden als Lottchen? und welches wäre ihm lieber gewesen? — Es wurde mehrere Tage lang freundlich davon geflüstert, mit bedeutenden Blicken auf Lottchen, die sie wohl bisweilen gewahr wurde, aber nicht verstand. Daß ein Geheimniß die Familie beschäftigte, merkte sie wohl; da aber Alle lächelten, Aller Blicke liebevoller als jemals den ihrigen begegneten, so blieb sie ganz ruhig dabei. Endlich war der Entschluß reif und die Mutter winkte ihr eines Abends freundlich in ihre Kammer, wo sie durch den Antrag, ihre Schwiegertochter zu

werden, sie recht fröhlich zu überraschen wähnte. Aber Lottchen erschrack — wurde blaß und roth — stammelte — warf einen Blick in ihr Herz — zum Erstenmale in ihrem Leben — und begegnete da dem bittenden Eduard. Stets gewohnt ihren reinen Gefühlen klare Worte zu leihen, gestand sie der Mutter ohne Bedenken, daß sie den ehrlichen Peter nur als ihren Bruder lieben könne.

Die gute Frau stutzte und konnte nicht begreifen, wie eine so arme, verlassene Waise ein solches Glück von sich zu stossen fähig sei. Anfangs meinte sie, es wäre nur jungfräuliche Ziererei, strich ihren Sohn heraus und bot ihre ganze Beredsamkeit auf, Lottchens Entschluß zu wandeln; da aber Alles vergebens war und das bedrängte Mädchen endlich nur durch Thränen antwortete, so brach sie ab und trennte sich von ihr mit einer ungewohnten Kälte. Peter stand draussen vor der Thür, ängstlich lauschend und harrend, ob man ihm nicht rufen werde; aber mit schwerem Herzen schlich er in seine Kammer, als die Mutter endlich, die Thür hastig öffnend und hastig wieder zuschlagend, mit den Worten an ihm vorüber rauschte: „Geh in Gottes Namen schlafen! es wird nichts daraus, die Jungfer ist zu vorne

Lottchen vernahm diese Worte, sie schnitten ihr durch die Seele. Innig betend durchwachte sie die Nacht und flehte um Kraft von oben, wenn es der Wille des Himmels sei; da aber diese Kraft, dieser Wille sich in ihr nicht offenbarten, so überzeugte sie sich, daß sie nicht anders handeln könne, und setzte sich mit Tagesanbruch mit verweinten Augen an ihren Weberstuhl, der nur wenige Schritte von dem des verschmähten Liebenden entfernt stand. Sie war die Erste in der Werkstatt, aber Peter hatte auch nicht geschlafen, kam wenige Minuten nachher und setzte sich an seinen Platz. „Guten Morgen“ sagte er mit zitternder Stimme: „Guten Morgen“ gab sie ihm mit zitternder Stimme zurück. Beide vermieten einander anzusehen, doch hörte Jeder wohl des Andern stille Seufzer. Bald kam auch der Vater und wollte sich nichts merken lassen, aber Lottchen fühlte wohl, daß sein „Guter Morgen“ auch nicht so freundlich sei als sonst. Den wenigsten Zwang that sich die Mutter an. Stichelnd ging sie ab und zu. Die ihrem Liebling angethane Kränkung verwischte die Erinnerung, daß sie, ohne dies gute Mädchen, ihn nicht mehr besitzen [illegible]e. Lottchen mußte nach und nach verneh-

men, wie viele Schwierigkeiten man überwinden, über wie Manches man die Augen zugedrückt, um Peters Wünsche zu erfüllen, denn nach den Zunftgesetzen hätte er eine Meisterstochter heirathen müssen, und wenigstens — auch dieses harte Wort entschlüpfte ihr einmal — wenigstens hätte seine Braut ohne Makel der Geburt sein sollen. Zwar, in Gegenwart des Alten wagte sie dergleichen Reden nicht, denn ein strenger Seitenblick des rechtlichen Mannes gebot ihr Schweigen, aber es gab Stunden genug, in welchen seine Geschäfte ihn von Hause riefen, und dann litt das arme Lottchen peinlich; doch erlaubte sie sich nie eine andere Antwort, als stille Thränen die ich still verbarg.

So war nun die schöne Harmonie verstimmt, die vormals diese Hütte zu einer so freundlichen Wohnung machte; das Leben wurde alltäglich bitterer; den Groll der Mutter, den Ernst des Vaters, den Gram des Sohnes konnte Lottchen nicht länger ertragen. In dieser trüben Stimmung trug sie eines Tages ein Stück Leinwand zu einer Dame, die grosse Güter in der Nähe besaß und das Garn zu dieser Leinwand geliefert, zum Theil auch selbst gesponnen hatte, denn

Frau von Wöhrlen lebte eingezogen trotz ihres Reichthums, beglückte ihre Unterthanen und fand in deren Glück ihr eigenes. Als ein armes Fräulein hatte sie den Herrn von Wöhrlen geheirathet, und funfzehn Jahre lang, eine musterhafte Gattin, seine bösen Launen ertragen, seinen siechen Körper gepflegt. Dankbar hinterließ er sterbend ihr sein ganzes Vermögen, ihr nur ein Mittel um Gutes zu thun.

Das schöne dichte Gewebe der Leinwand gefiel ihr wohl, noch mehr die sittsame Ueberbringerin derselben, mit der sie in ein freundliches Gespräch sich einließ und verwundert hörte, daß Lottchen selbst die kunstreiche Weberin gewesen. „Eine so brave Tochter zu haben“ sagte sie „muß deinem Vater viele Freude machen.“ — „Meinem Vater?“ antwortete Lottchen und die Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Ach! ich habe weder Vater noch Mutter!“

Gerührt fragte die Dame nach ihren Schicksalen. Zu jeder andern Zeit würde Lottchen geschwiegen, keiner Fremden sich vertraut haben; aber ein Herz voll Kummer fließt leicht über, gleichwie ein volles Glas zerspringt, wenn das Wasser vom Froste ausgedehnt wird. Nur das

Eine sagte sie nicht, warum sie Petern nicht heirathen mochte; das Eine blieb auf dem Grunde des Herzens zurück.

„Willst du bei mir bleiben?“ sagte Frau von Wöhrlen als Lottchen geendigt hatte und leise schluchzend nach der Thür sich wandte: „ich werde in einigen Wochen meine Kammerjungfer an den Förster verheirathen; willst du an ihre Stelle treten?“

Lottchen trocknete sich geschwind die Augen und meinte, das wolle sie wohl gern, allein sie verstehe nicht, was zu einem solchen Dienst erforderlich sei. „Was ich fordere“ antwortete Frau von Wöhrlen lächelnd, „wirst du bald verstehen.“

Auch Lottchen war bereits der gute Ruf der Dame bekannt: denn mancher ihrer Bauern hatte, sein Garn feil bietend, bei dem Weber eingesprochen und seine liebe gnädige Frau oft mit Thränen des Dankes bis in den Himmel erhoben. Ihre Gestalt entsprach diesem Rufe; Wohlwollen und stille Würde leuchteten aus jedem ihrer Züge hervor und flößten jenes behagliche Vertrauen ein, das einem kranken Herzen so wohl thut. Lottchen küßte ihre Hand und nahm das Erbieten dankbar an.

„Was soll ich dir geben?“ fragte Frau von Wöhrlen. „Ihre Liebe“ antwortete Lottchen kindlich und gewann dadurch noch mehr das Herz der ehrwürdigen Frau. „Du sollst mit mir zufrieden sein“ sagte sie, „Morgen fahre ich wieder aufs Land und werde dich mit mir nehmen.“

„Sobald, meinte Lottchen, könne sie doch der gnädigen Frau nicht folgen, denn sie habe eben erst Garn auf den Weberstuhl gespannt und es würde undankbar scheinen, wenn sie ihre Arbeit unvollendet lassen wollte. Auch diese Aeusserung der Rechtlichkeit gefiel der Frau von Wöhrlen. Es wurde verabredet, daß sie in drei Wochen einen Wagen nach ihr schicken sollte und Lottchen schied mit einer heitern Aussicht in die Zukunft. Allein die Gegenwart lag jetzt schwer auf ihr: Es wurde ihr sauer, daheim ihren Entschluß kund zu thun. Mit halben Worten und gesenkten Augen brachte sie ihn vor. Der ehrliche Weber stutzte, faßte sich aber bald und wünschte ihr Gottes Segen. Peter erschrack und schwieg. Die Mutter murmelte etwas von Undank.

Lottchen verdoppelte ihren Fleiß um in den wenigen Wochen ihre Arbeit sauber zu vollenden. Es ging bis dahin so still im Hause zu, als läge

ein schwerer Kranker darin, den man durch kein lautes Wort, durch keinen raschen Fußtritt beunruhigen wollte. Wenn sich zu Mittag die kleine Familie um den Tisch versammelte, so wurde, ausser dem Tischgebet, fast nichts lautes gehört. Ein Jeder fühlte den Druck dieser Lage und daß es so hätte nicht bleiben können: dieß Gefühl erleichterte die Trennung. Dennoch wurden alle bleich vor Schrecken, selbst die Mutter, als der Wagen der Frau von Wöhrlen am bestimmten Tage vor das Haus fuhr. Lottchen warf ihr Bündelchen hinein und kehrte dann mit hochklopfenden Herzen noch einmal zurück um Abschied zu nehmen. Der alte Weber umarmte sie väterlich: „Gott lasse es dir wohlgehen!“ sagte er, „vergiß uns nicht.“ Auch der Mutter Groll schwand in diesem Augenblicke: „Ich habe dich geliebt wie meine Tochter!“ schluchzte sie hinter der Schürze. Lottchen konnte nicht sprechen, ihre Thränen verstickten jedes Wort. Dem Sohne hatte sie die Hand reichen und zu ihm sagen wollen: Peter, vergib mir! aber Peter ließ sich nicht sehen, er saß in seiner Kammer und weinte. Erst als Lottchen in den Wagen stieg, fand sie noch Kraft genug, den begleiteten Eltern zuzurufen: „Tausend Tausend

Grüſſe an Peter!“ Das vernahm er oben an ſeinem Fenſter lauſchend und das Herz wollte ihm zerſpringen.

Der Wagen rollte fort. Solange er in der Stadt zwiſchen den hohen Häuſern über das Pflaſter hinweg lärmte, ſaß Lottchen betäubt und ließ ihr Herz ſtill bluten; als aber drauſſen vor dem Thore die freundliche Natur die Arme lächelnd nach ihr ausbreitete, da zog ſie den Balſam der erquickenden Luft mit vollen Zügen in ſich, wurde ruhiger und dachte: es war doch ſo am beſten. Nur noch ſanfte Thränen hatte ich aufzufangen ſie floſſen immer ſparſamer und verſiegten endlich, als das ſchöne Schloß der Frau von Wöhrlen lachend vom grünen Hügel herab ihr entgegen ſchimmerte. Sie fand eine mütterliche Aufnahme und gewöhnte ſich bald an ihren neuen Stand, der keine ſonſt wohl damit verknüpfte Erniedrigungen ihr zur Pflicht machte. Die Frau von Wöhrlen anzukleiden war ein leichtes Geſchäft, denn ſie trug, Jahr aus Jahr ein, ein weites Kleid von grauer Seide und ein Häubchen an deſſen Form die Mode ſo wenig als möglich ändern durfte. Dieſes Ankleiden, wobei der Spiegel ſelten zu Rathe gezogen wurde, war in einer Viertelſtunde

geschehen; übrigens gab es keinen Schooshund zu kämmen, keinen Papagei zu füttern und die vorige Kammerjungfer hatte wenig mehr zu thun gehabt, als eine etwas eigensinnige Ordnung und Reinlichkeit in den Zimmern der gnädigen Frau zu erhalten. Doch Lottchen bekam noch andere Geschäfte, denn die Augen der Frau von Wöhrlen waren seit einiger Zeit so schwach geworden, daß sie nur noch durch die Brille und bei Lichte gar nicht mehr lesen und schreiben konnte. Nun kam es Lottchen wohl zu statten, daß sie beides von ihrem alten Pfarrer gelernt und gut gelernt hatte. Sie las der alten Dame vor, schrieb die Briefe die jene diktirte und hielt ein Tagebuch von ihren Ausgaben. Doch ehe sie in die Geheimnisse der letztern eingeweiht wurde, mußte sie feierlich versprechen, nie ein Wörtchen davon laut werden zu lassen, denn Frau von Wöhrlen prunkte nicht mit ihren Wohlthaten und vermied stets den Dank des Empfängers, obgleich es ihr nicht unangenehm war, wenn Lottchen bisweilen, von einer neuen Wohlthat die sie aufzeichnen mußte überrascht, plötzlich aufsprang und ihr gerührt die Hand küßte.

Immer noch blieben dem weiblichen Sekretär

viele Nebenstunden in der Einsamkeit eines niedlichen Zimmers im zweiten Stock, das eine herrlich Aussicht auf das Feld hatte, und aus welchem man sogar die Thurmspitzen der Stadt in weiter Entfernung erblicken konnte. Diese Stunden benutzte Lottchen, um mit Hülfe der sehr gewählten Schloßbibliothek, die ihr offen stand, sich immer mehr auszubilden. Der Bibliothekar war ein alter, wackerer Franzose, dessen Frau von Wöhrlen eigentlich nicht bedurfte, er aber ihrer und darum stellte sie sich, als ob er ihr unentbehrlich wäre. Lottchen wagte die Bitte an ihn, ihr seine Sprache beizubringen und der alte Mann that es mit Vergnügen, zumal da seine gelehrige Schülerin fast unbegreiflich schnelle Fortschritte darin machte. Gegen ihre Herrschaft hatte sie sich nichts davon merken lassen, und mit Erstaunen hörte diese zufällig einst, wie sie mit dem Franzosen ganz geläufig sprach.

Durch solche Lernbegier, durch solche Willigkeit und Ordnung im Dienst, am meisten durch die kindliche Offenheit, mit der Lottchen stets ein reines, edles Gemüth zeigte, hatte sie bald eine mütterliche Liebe der alten Dame gewonnen. „Du bist nun schon ein Jahr in meinem Hause“ sagte

Frau von Wöhrlen eines Morgens zu ihr, „und noch hast du mich nie um Geld angesprochen; ja wir haben noch nicht einmal verabredet, wieviel du jährlich —“ „Ach gnädige Frau!“ unterbrach Lottchen sie bittend, „stören Sie mich nicht in der süssen Täuschung, daß ich hier ein Kind im Hause bin. Setzen Sie mir keinen Gehalt aus, der mich nur daran erinnern würde, daß ich mich vermiethet habe. Lassen Sie mich, wie bisher, alles aus kindlicher Liebe verrichten.“ Nun wohl, sagte Frau von Wöhrlen indem sie ihr gerührt die Hand reichte, „es soll dein Schade nicht sein, ich will für dich sammeln.“ — „Aber ein Weihnachtsgeschenk, das wirst du doch annehmen? das gibt auch die Mutter ihrer Tochter. Was hättest du gern?“ —

„Einen Weberstuhl!“ platzte Lottchen heraus, denn schon lange drückte dieser Wunsch ihr Herz, einen Weberstuhl, damit ich meine erlernte Kunst nicht vergesse und mich stets meiner schwülen Jugendjahre erinnere.“

Acht Tage nachher, am Weihnachtsabend, fand Lottchen auf ihrem Zimmer einen allerliebsten Weberstuhl von Mahagoniholz mit dem feinsten Garn bezogen. Sie hatte eine kindische Freude darüber,

setzte sich gleich auf die Bank und fing mit tiefer Wehmuth an zu weben. Die Stunden, welche sie hinfort bei dieser Arbeit zubrachte, waren ihr die genußreichsten, weil sie dann ihrer Einbildungskraft freien Spielraum ließ. Da gedachte sie Eduards, und die Fäden, mit welchen sie hie und da ihr Gewebe bezeichnete, bildeten oft, ohne daß sie es wollte, den Zug seines Namens.

Einst hatte sie bei der Arbeit sich bis Mitternacht verspätet, erschrack als die Schloßuhr zwölf brummte, wollte eilig schlafen gehen, trat noch einmal ans Fenster und sah den Horizont blutroth erleuchtet. War es ein Nordlicht? oder eine Feuersbrunst? das unterschied sie nicht; doch im letztern Fall mußte das Feuer in der Stadt und sehr heftig sein. Unruhig schlich sie hinaus, ließ einen Bedienten wecken, bat ihn, sich auf ein Pferd zu werfen und ihr Nachricht zu bringen. Sie werde nicht schlafen gehen, fügte sie hinzu, und wirklich konnte sie auch nicht schlafen, denn wenn auch nicht ihr ehrlicher Weber in diesem Augenblick Hab und Gut verlor, schien es ihr doch als höre sie das Geschrei und Gewinsel von tausend Unglücklicheu, die mit den Flammen kämpften.

Der Ausgesandte kam bald zurück mit der Botschaft, es sei allerdings eine Feuersbrunst, es stehe die ganze Stadt gleichsam in Flammen. Nun hatte Lottchen keine Ruhe mehr. Sie schickte, als der Morgen graute, den Kutscher nach der Stadt, um zu erfahren in welchen Strassen es brenne, und ob des Webers Hütte verschont geblieben wäre. Er kehrte gegen Mittag mit der Nachricht zurück, daß das Feuer gedämpft worden, daß aber drei Strassen gänzlich niedergebrannt, unter ihnen auch die, in der das Häuschen gestanden, das ihr so manches Jahr lang ein freundliches Obdach geliehen. Blaß und zitternd flog sie zu der Frau von Wöhrlen und warf sich ihr zu Füssen. „Mein Gott! rief diese erschrokken, was hast du? was willst du? —

„Ach gnädige Frau! mein Pflegevater ist abgebrannt! Sie haben mir versprochen für mich zu sammeln, was meine geringen Dienste etwa erwerben möchten. Ich glaubte nie Sie darum ansprechen zu müssen, aber jetzt — o geben Sie mir was Ihre Güte mir bestimmt! es kann nur wenig sein, aber fügen Sie aus eigener Großmuth noch etwas hinzu, damit ich zum Mindesten aus der ersten Noth dem Manne helfen kann.

der mein Wohlthäter gewesen! der mich bei sich aufgenommen als ich keine andere Zuflucht hatte als Gott! —

Frau von Wöhrlen hob Lottchen auf und umarmte sie zum Erstenmale. Dann ging sie schweigend an ihren Schreibtisch und gab ihr eine Rolle mit Gold.

Mit rührendem Entzücken drückte Lottchen die wohlthätige Hand hundertmal an ihre Lippen und bat um Erlaubniß selbst nach der Stadt zu fahren, die Hülfe selbst zu bringen. „Thu das mein Kind“ sagte Frau von Wöhrlen, „doch Gold allein wird in diesem Augenblicke die ersten Bedürfnisse der Verarmten nicht ersetzen. Verweile noch einige Stunden, damit die Hülfe wirkthätiger sei.“

Sogleich gab sie Befehl zwei Fuhrwagen zu beladen, mit Betten, Kleidungsstücken, Eßwaaren, und allem was nur immer den Verunglückten für die nächsten Tage nothwendig sein könnte. Auch wurde eine Kalesche angespannt um Lottchen aufzunehmen, damit sie die Fuhrwagen geleiten möchte. Während diesen Anstalten trippelte sie ungeduldig auf und nieder, suchte durch Bitten und Trinkgelder die Vollendung derselben

zu beschleunigen, und genoß im Voraus das himmlische Vergnügen, ihren Wohlthätern zu vergelten. Aber plötzlich, da schon Alles fertig war, schien ein Gedanke ihr aufs Herz zu fallen. Sie stand einige Minuten mit gesenktem Haupte starr vor sich niedersehend, schüttelte dann den Kopf und kehrte mit zögernden Schritten zu der Frau von Wöhrlen zurück. „Nein, sagte sie, ich kann doch nicht selbst mit fahren. Sie kennen, gnädige Frau, das Verhältniß, in dem ich von jener Familie schied. Aus meiner Hand jetzt Wohlthaten zu empfangen, könnte ihr drückend sein. Besser es kommt alles von Ihnen und in Ihrem Namen; es ist ja auch alles ein Geschenk Ihrer Großmuth. Der Kammerdiener mag fahren, er ist ein guter, mitleidiger Mensch. Ich versage mir eine grosse Freude, auch ist wohl möglich, daß ich jenen guten Leuten Gefühle leihe, die sie nicht haben würden, aber ich fühle so.“

Bisher hatte Frau von Wöhrlen das gute Lottchen mit Liebe betrachtet, jetzt hingen ihre Blicke mit Hochachtung an ihr und dieser feine Zug ihres edlen Gemüthes prägte sich tief in das Herz der edlen Frau. Lottchen blieb zu Hause. Die beladenen Wagen fuhren im Geleite

des Kammerdieners und verscheuchten die Verzweiflung von der wüsten Brandstätte des ehrlichen Webers, der plötzlich fast wohlhabender wurde als er gewesen war. Lottchens Name wurde ihm nicht genannt; der Ueberbringer wußte selbst nicht, welch ein grosser Antheil von der guten That auf ihre Rechnung kam; auch Frau von Wöhrlen hatte verboten sie zu nennen, allein der Kammerdiener, der, so wie alle Bewohner des Schlosses Wöhrlen, gern ein wenig mit seiner guten Herrschaft prahlte, hielt nicht ganz reinen Mund, gab anfangs Winke und ließ sich endlich das Geheimniß abschwatzen. Am nächsten Sonntage erschien der Weber mit Frau und Kindern, alle neu gekleidet, um ihrer Wohlthäterin zu danken. Lottchen hatte sie nicht kommen sehen, wunderte sich als Frau von Wöhrlen zu einer ungewöhnlichen Zeit nach ihr schickte, und wurde feuerroth, da sie beim Eintritt in das Zimmer die segnende Gruppe erblickte. Fast wäre sie zurückgewichen, als Frau von Wöhrlen zu den Leuten sagte: „ihr allein habt ihr alles zu verdanken; was ich Euch sandte war ihr Erspartes.“ — Nun drängten sich alle um die vormalige Hausgenossin, die, in holder Beschämung

und Verwirrung, sich nicht eher zu fassen vermochte, bis sie aus den durchkreuzenden Reden der guten Leute erfuhr, daß ihre Hülfe zu rechter Zeit auch dem ehrlichen Peter seine Braut, eine wackere Meisterstochter, erhalten. „Ja, rief die Mutter, schon hatte uns der Vater den Kauf mit Achselzucken aufgesagt, weil wir so ganz verarmt schienen, daß wir uns nie wieder erholen könnten; als er aber die vollen Wagen erblickte und das viele Gold, da kam alles wieder ins alte Geleis. Gott segne und belohne unsern Schutzengel!“

Nun schöpfte Lottchen freier Athem und sah den guten Leuten freier ins Gesicht, und hatte eine grosse Freude sie bewirthen zu können. Nachmittags gab sie ihnen selbst das Geleite wohl eine Stunde Weges, und genoß, einsam zurückkehrend, jene unbeschreibliche Heiterkeit des Gemüthes, die jede gute Handlung begleitet wie ein erquickender Duft einen fruchtbaren Regen. Sie fühlte sich wunderbar gestärkt zu allem Guten. — Ach! und sie bedurfte dieser Stärkung, denn ihr stand eine harte Prüfung bevor.

In den Dörfern der Frau von Wöhrlen war eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die viele

Menschen wegraffte. Furchtlos ging die edle Frau täglich selbst aus einer verpesteten Hütte in die andere, um Trost und Rath und Hülfe zu spenden: überall begleitete Lottchen sie, und diese menschenfreundliche Sorge hemmte das Uebel. Aber es schien an seiner Zerstörerin sich grausam rächen zu wollen, denn plötzlich überfiel es Frau von Wöhrlen mit verdoppelter Wuth. Sie schwebte mehrere Wochen lang zwischen Leben und Tod und als die Kunst der geschicktesten Aerzte, im Bunde mit einer durch Mässigkeit erhaltenen Körperkraft, die erste Lebensgefahr überwunden hatte, fiel die Kranke in ein langsam verzehrendes Siechthum, das länger als vier Monate währte und ein unvermeidliches Grab ihr zu öffnen schien. Zahllos waren die Thränen, die Lottchen damals in mich weinte. Nur wenn sie am Bett der Kranken erschien, wurde ich zuvor fleissig und warm angehaucht und an die Augen gedrückt, um die Spuren der Thränen einzusaugen. Doch Frau von Wöhrlen bemerkte sie sehr wohl, noch mehr die unbeschreibliche Sorge und Liebe, mit welchen, alle Kräfte aufopfernd, Lottchen sie wartete und pflegte. Bei Nacht wie bei Tage wich sie nicht von ihrem Lager, wenn gleich oft sie bis zur Ohnmacht erschöpft.

Abends ließ sie eine Matratze vor das Bett der Kranken ausbreiten und warf sich angekleidet darauf; nicht um zu schlafen — das konnte sie nicht — sondern um leise zu beten wenn jene schlummerte. Gewöhnlich bewegte sie nur die Lippen, aber oft riß auch die Inbrunst sie hin, ein Geflüster laut werden zu lassen und Frau von Wöhrlen schlummerte nicht immer, sondern hörte bisweilen still das fromme kindliche Gebet mit an und schrieb es in ein Mutterherz. Vergebens bat sie Lottchen oft, der eigenen Gesundheit zu schonen, vergebens befahl sie es sogar und sandte sie Abends aus dem Zimmer; dann blieb die fromme Wärterin im Vorgemach und schlief dort eben so wenig; bei dem leisesten Husten der Kranken knarrte sogleich die Thür und Lottchen schaute ängstlich herein.

„Nicht mir“ sagte eines Tages der Arzt zu Frau von Wöhrlen, als sie schon ausser Gefahr sich befand, „nicht mir haben Sie Ihr Leben zu verdanken, sondern diesem Mädchen.“

„Ich weis es“ antwortete die Genesende, „ja ich weis es.“

Nun erst endeckten sich die Folgen der überspannten Anstrengung. Lottchen wandelte Monate lang

wie ein Schatten umher und nur die mütterlich vergeltende Sorgfalt ihrer dankbaren Gebieterin lockten nach und nach die verblichenen Rosen wieder auf ihre Wangen.

Frau von Wöhrlen fuhr nun wieder aus und machte Besuche in der Nachbarschaft, jetzt öfter als sie vormals zu thun pflegte. Wenn sie heim kam war sie still, sprach wenig und schien oft in Gedanken, doch in angenehmen, die durch eine leise Spur des unwillkührlichen Lächelns sich verrathen. Lottchen gab nicht acht darauf; sie sah nur daß ihre Wohlthäterin von Tage zu Tage an Kräften und Heiterkeit zunahm, was denn auf ihre eigene Gesundheit so kräftig rückwirkte, daß sie in den ersten Frühlingstagen wieder mit den Lerchen um die Wette sang.

Es war gegen Ende des Mai, als sie eines Tages zufällig durch den Haushofmeister erfuhr, daß Morgen ein grosses Fest im Schlosse gefeiert werde; daß die gnädige Frau alle Nachbarn dazu eingeladen und sogar Gäste aus der Stadt erwarte. Lottchen wunderte sich, theils über die grosse Gesellschaft, von der Frau von Wöhrlen sonst keine Liebhaberin war, theils über das Geheimniß welches sie ihr daraus gemacht. Aber in

Schrecken und Bestürzung verwandelte sich ihre Verwunderung, als gegen Abend ein Wagen aus der Stadt ein junges Frauenzimmer brachte, welches behauptete, es sei als Kammerjungfer für die Frau von Wöhrlen in Dienst genommen. „Das kann nicht sein, dachte Lottchen, das ist ein Mißverstand“ und harrte ängstlich der Stunde, wo ihre Gebieterin sich auszukleiden pflegte. Schon war sie im Begriff zu ihr zu gehen, als ein Bedienter die Botschaft brachte, sie solle sich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

Das war ein Donnerschlag für das arme Lottchen! sie sann vergebens hin und her, wodurch sie die Gunst ihrer Wohlthäterin verscherzt haben könne: es kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in ihre Augen und wiederum erwartete sie mit peinlicher Ungeduld die Stunde des Aufstehens der gnädigen Frau; doch ehe diese Stunde noch geschlagen hatte, empfing sie schon die gestrige Botschaft: sie solle sich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

„Mein Gott! was soll das heissen!“ rief Lottchen mit zitternder Stimme und ging den ganzen Morgen die Hände ringend in ihrem Zimmer auf

und nieder ohne das Räthsel sich lösen zu können. Das fröhliche Getümmel im Hause kontrastirte schneidend mit ihrem Seelenschmerz. Die Bedienten in Gallalivreen liefen hin und her, die Köche lärmten in der Küche, die Gärtnerbursche brachten grosse Körbe voll Blumen, das Silberzeug schimmerte blank geputzt. Gegen Mittag rollten vierspännige und sechsspännige Wagen von allen Seiten auf den Hof, Damen und Herrn stiegen aus in Feierkleidern, Verwandte, Freunde, Nachbarn, ein buntes aber stattliches Gemisch füllte den Gesellschaftssaal. Zuletzt kam noch, im Reisewagen der Frau von Wöhrlen, ein ernster, hagerer Mann aus der Stadt gefahren, dem, als er die Treppe hinan stieg, eine dicke Papierrolle aus der Tasche hervor ragte.

Nachdem die sämmtlichen Gäste versammelt waren, empfing Lottchen plötzlich den überraschenden Befehl, herunter zu kommen und im Saale zu erscheinen. „Jetzt? zu dieser ungewöhnlichen Stunde?“ fragte sie den Kammerdiener, der die Einladung ihr brachte. — „Jetzt gleich“ antwortete er mit einem schlauen Kopfnicken und verschwand. Lottchen gehorchte, obschon ein kleiner, mädchenhafter Widerwille sich regte, denn sie war —

zwar reinlich wie immer — doch äusserst einfach gekleidet und sollte in eine so glänzende Versammlung treten. Die Kniee bebten ihr als sie die letzten Stufen erreichte und ein seltsamer Schrecken bemächtigte sich ihrer, als die Flügelthüren sich öffneten und Trompeten und Pauken ihr aus dem Saale entgegen schallten. Die ganze schimmernde Gesellschaft bildete einen Halbzirkel gegen sie und Aller Augen waren auf sie gerichtet. In die Mitte dieses Halbzirkels war ein Tisch gestellt, an dem der hagere Mann mit seiner Papierrolle vor sich und der Feder in der Hand saß. Neben ihm stand Frau von Wöhrlen, sich an die Lehne seines Stuhls haltend und sanfte Thränen rieselten über ihre Wangen. Lottchen wußte nicht wie ihr geschah. Sie blickte scheu und schüchtern um sich her und wankte. Die Pauken schwiegen. Frau von Wöhrlen ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand, wandte sich gegen die Gesellschaft und sprach nicht ohne Mühe mit unterdrückten Thränen: „Ich stelle Ihnen hier meine T o c h t e r vor. Dies vortreffliche Mädchen, das schon längst durch seine Tugenden meine Liebe und Achtung gewann, ist nun auch die Retterin meines Lebens geworden. Ich weis, daß ich ihr nur durch Liebe ver-

gelten kann, und ich gebe in diesem Augenblicke ihr den ersten Beweis derselben, indem ich, in Gegenwart meiner Freunde und Verwandten, sie förmlich als mein Kind adoptire. Der König hat mir die Gnade erwiesen, diesen Wunsch meines Herzens zu genehmigen, indem er meinen Stand und Namen ihr zu tragen erlaubte. Der grössere Theil meines Vermögens, über den zu disponiren ich befugt bin, wird ihr Erbtheil sein, ein weit geringeres als das, mit welchem die Natur sie beschenkte. Lesen Sie jetzt, mein Herr," und der Notarius las die förmliche Akte, durch welche Fräulein Charlotte von Wöhrlen in alle Rechte ihrer nunmehrigen Mutter trat. Aber Lottchen hörte nicht was er las; ihr flimmerte es vor den Augen; starr und bleich stand sie da und glich einer Bildsäule während ihr Herz Blut weinte. Auch nachdem er gelesen, sah sie nur wie im Traum, daß Alle sich zu dem Tische drängten um als Zeugen zu unterschreiben; hörte nur wie im Traum die Glückwünsche aller, sah einen Jeden an als spreche er mit fremden Zungen und fand nicht eher Thränen bis Frau von Wöhrlen sie mit dem Ausrufe in die Arme schloß: „nun bist du meine geliebte Tochter!" Da sank Lott-

chen vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee und machte ihrem Herzen Luft durch einen Thränenstrom. Aber Worte fand sie nicht, auch dann noch nicht, als sie im Triumph zur Tafel geführt wurde, und zum Erstenmale neben ihrer Mutter saß. So oft die Gläser auf das Wohlergehen der Fräulein Charlotte von Wöhrlen erklangen, fuhr sie zusammen und sah mit flackernden Augen schüchtern an der Tafel sich um, als wolle man ihr ein Leides thun. Sie war betäubt und glich einem halb Betrunkenen, der sich vergebens bemüht den Rausch zu verbergen. Die Freude versteckte sich vor dem Zwange und erst als die Gäste sich entfernt hatten, nahm sie Besitz von Lottchens ganzem Herzen. Abends wurde, im Schlafzimmer der Frau von Wöhrlen, ohne Notarius und Zeugen die feierliche Handlung noch rührender wiederholt; nun floß die heisse Empfindung in Worte über, wie sich der Weingeist in Tropfen sammelt und die halbe Nacht verstrich unter den rührendsten Dankergiessungen, die bald gegeben bald empfangen wurden, bis endlich Lottchen sich besann, daß ihre gute Mutter der Ruhe bedürfe, sie noch einmal kindlich an ihr Herz drückte und in ihr Stübchen hinaufsteigen wollte.

„Mit nichten“ sagte Frau von Wöhrlen und öffnete eine andere Thür, die in zwei geschmackvoll möblirte Zimmer führte: „du darfst nicht mehr so fern von mir bleiben; hier ist deine neue Wohnung.“ Mit diesen Worten führte sie Lottchen ein und zeigte ihr mit Wohlgefallen alle die kleinen Bequemlichkeiten, für die sie mütterlich gesorgt hatte, auch ein paar zierliche Schränke mit einer kleinen, auserlesenen Bibliothek. Noch einmal überrascht empfing Lottchen mit stummer Rührung diesen neuen Beweis der Mutterliebe.

„Bist du zufrieden?“ fragte Frau von Wöhrlen, mangelt dir nichts?“ — „Ach! ich vermisse nur Eines“ antwortete das gute Mädchen „meinen Weberstuhl! mehr als jemals werde ich seiner bedürfen, damit ich nie meines neuen Standes mich überhebe.“ „Er soll dir morgen gebracht werden“ sagte die Mutter und ließ sie allein; denn das Kammermädchen, welches mit Demuth sich meldete, um ihre neue Gebieterin auszukleiden, schickte das beschämte Lottchen zurück.

Zum Erstenmale seit meinem Dasein empfing ich in dieser Nacht Freudenthränen. Die schönen Augen, welche diese Zähren mit Wollust weinten, schlossen sich erst als der östliche Himmel sich

röthete. Nicht wenig Lärm machte die Begebenheit in der ganzen Nachbarschaft. Die jungen Damen hatten grosse Lust das neue Fräulein zu bespötteln; Lottchens Bescheidenheit entwaffnete den Spott. Die Mütter junger Söhne, selbst die Ahnenstolzen: fingen an zu berechnen, daß sie eine reiche Erbin sei, und es meldeten sich bald mehrere anständige Freier. „Die Wahl ist unbedingt deinem Herzen überlassen" sagte Frau von Wöhrlen; aber eben dieses Herz hatte schon gewählt. Freilich mußte Lottchen sich gestehen, daß, wenn sie auch durch ein halbes Wunder den armen Eduard wieder fände, doch schwerlich in ihren neuen Verhältnissen eine Verbindung mit ihm zu hoffen wäre; allein sie konnte sich nicht überwinden, den leise glimmenten Hoffnungsfunken ganz zu zertreten, und wenn sie erklärte, daß ihr jetzt unmöglich sei ihre Mutter zu verlassen, so war das wenigstens eine Ausflucht, die ihr selbst nicht erkünstelt schien.

Doch Frau von Wöhrlen hätte gern ihr Werk vollendet und die geliebte Tochter mit einem würdigen Gatten vermählt. Ueberzeugt daß in ihrer Nachbarschaft kein Mann Lottchens Herz rühren werde, beschloß sie, ein Opfer zu bringen und dem

Lieblingsaufenthalt auf ihren Gütern für einige Zeit zu entsagen. Auch daß der Firniß der grossen Welt ihrer Tochter noch mangle, verheelte sie sich nicht, und es war eine der Nebenursachen, warum sie Lottchen nach der Residenz führte, wo sie eines der glänzendsten und — was sich selten vereinbar findet — auch eines der angenehmsten Häuser machte.

Nicht ohne Grund hatte sie vermuthet, daß ihre Tochter jene frivolen Talente sich bald aneignen würde, nach welchen die grosse Welt die Vollkommenheit eines jungen Frauenzimmers zu beurtheilen pflegt. Lottchen lernte zierlich tanzen und angenehm auf der Harfe spielen. Das war so ziemlich alles was ihr noch fehlte, um ihrer Schönheit und angebornen Grazie zur Folie zu dienen. Fräulein Charlotte von Wöhrlen galt in kurzem für den Schmuck aller Assembleen, für die Königin aller Bälle.

Ich komme nunmehr auf den traurigen Zeitpunkt, wo ein Zufall mich für mehrere Monate von meiner geliebten und verehrten Gebieterin trennte und mich in Abentheuer verwickelte, die zum Theil meiner bisherigen Schicksale sehr unwürdig waren. Ich will auch nicht verheelen,

daß sie selbst durch eine Unbesonnenheit dazu die Veranlassung gab, und daß eine alberne Mode, deren Herrschaft auch das beste, klügste Mädchen nicht zu widerstreben vermag, ihr den schmerzhaften Verlust zuzog.

Lottchen war zu einem glänzenden Balle eingeladen und hatte mit dem Ankleiden sich ein wenig verspätet. Frau von Wöhrlen gehörte nicht zu den albernen Damen, die gern zuletzt in Gesellschaften erscheinen um desto mehr bemerkt zu werden. Sie konnte diesen kleinlichen Kunstgriff einer hochmüthigen Eitelkeit durchaus nicht leiden, und fand sich immer unter den Ersten ein. Auch diesmal war sie mit ihrer Toilette schon längst fertig, sandte einigemal nach Lottchen und begab sich endlich selbst nach ihrem Zimmer mit Aeusserungen der Ungeduld. Lottchen hatte indessen eilig ihren Putz vollendet, nur ein Schnupftuch fehlte ihr noch; sie lief zur Kommode und in der Verwirrung — um ihre gütige Mutter nicht länger warten zu lassen — ergriff sie das erste beste, zum Unglück mich. Daß sie mich in der Hand halten mußte, versteht sich von selbst; denn obschon sie alle die Tugenden, für welche manche junge Damen jetzt keinen Raum mehr

finden, in ihrer Brust bewahrte, so hatte doch auch sie, gleich allen ihren eitlen Schwestern, die Taschen abgelegt. Welchen Zufällen wir armen, von Weibern besessenen Schnupftücher dadurch unterworfen sind, das lehrt die tägliche Erfahrung.

Lottchen, die nicht wußte, daß sie gerade mich in ihren schönen Händen hielt, war minder vorsichtig, als sie ohne Zweifel sonst gewesen sein würde. Zu einer Quadrille aufgefordert, warf sie mich in der Eile auf die nächste Fensterbank und gedachte meiner erst wieder als es zu spät war. Denn ein spitzbübischer Bedienter, der schon den ganzen Winter das einträgliche Handwerk trieb, verlassene Schnupftücher zu sammeln, aber nicht um sie zurück zu geben, warf lauernde Blicke auf mich, näherte sich mir mit einer Lichtscheere, und, indem er mit der Rechten die mir nahe stehende Kerze putzte, schob er mit der Linken mich unvermerkt in seine weite Tasche, wo ich schon einige meines gleichen vorfand, die Alle zum Erstenmale hier zusammen kamen. Unserer waren vier, die er, nebst mehreren kaum halb abgebrannten Wachslichtern nach Hause trug, wo wir sämmtlich in den Kerker eines schmutzigen Kastens gesperrt wurden. Hier beseufzten wir unser Schick-

sal bis zum nächsten Balle, der uns abermals einige Gefährten zuführte, und da unsere Gesellschaft nunmehr bis zu einem halben Dutzend angewachsen war, so wurden wir aus dem Gefängniß erlöst und feil geboten. Drei von uns, wozu auch ich gehörte, kaufte um wenige Groschen ein gewisser Herr August Wilhelm, der das ganze halbe Dutzend nicht bezahlen konnte. Dieser Mensch — ein literarischer Luftballon — glich jenem Abentheuerer, der vor vielen Jahren in Europa herumstrich, für einen afrikanischen Prinzen sich ausgab und auf diese Weise den Leuten den Beutel fegte. Er hielt in grossen Städten dramatische Vorlesungen, in welchen die Zuhörer lernten, was ihm gefiel oder nicht gefiel, und was künftig auch ihnen gefallen oder nicht gefallen sollte. Wohl fühlend, daß ihm selbst die Kraft mangle, Beifall zu erlangen, strengte er sich besonders an, alle Dichter mit Füssen zu treten, die das Unglück hatten sich des Beifalls zu erfreuen. Diese Anstrengungen brachten natürlich oft einen kritischen Schweiß hervor, den ich leider abtrocknen mußte so übelriechend er auch war. Es wurde mir dadurch eine giftige Eigenschaft mitgetheilt, die fast meinem Herrn selbst zum Verderben gereicht

wäre; denn als der innere Grimm und Neid, nach einer seiner Vorlesungen, ihm heftige Kopfschmerzen verursachten und er, um diese zu lindern, mich fest um den Kopf band, löste jener giftige Schweiß sich wiederum in Dünste auf, die in die geöffneten Poren seines Hauptes drangen, und ihm das Gehirn so sehr verwirrten, daß man ihn nicht selten für verrückt hielt. Seine dankbaren Zuhörer, um ihn zu zerstreuen, ersannen zufällig ein treffliches Mittel. Sie drehten nämlich einen sogenannten Plumpsack aus mir, mit dem sie anfangs spielend, als aber das Mittel offenbar gute Wirkung that, zuletzt in allem Ernste ihn dermassen zudeckten, daß er wieder so ziemlich vernünftig wurde.

Indessen war ich des schmutzigen Lebens in seiner Tasche höchst überdrüssig und dankte dem Himmel als er eines Tages mich für eine Gefälligkeit einer Jüdin schenkte, die wiederum für eine andere Gefälligkeit mich einer Schauspielerin verehrte, in deren Händen ich ein Symbol der tragischen Kunst, oder vielmehr die tragische Kunst selbst wurde, denn sie pflegte mich mit dieser zu verwechseln, und legte deshalb auf der Bühne mich nie aus der Hand.

Unter den Liebhabern, deren dieses mitleidige Frauenzimmer noch mehr als Schnupftücher besaß, befand sich auch ein junger, rüstiger Priester, Seelsorger einer kleinen Gemeinde in einem Dörfchen das nur eine Meile von der Stadt entlegen war, weshalb er seine Amtspflichten mit dem Opferdienst der Musen leicht vereinbaren konnte. Seine Pfarre trug ihm wenig ein und doch gehörte er zu den reichsten, folglich zu den willkommensten Gästen meiner jetzigen Gebieterin, denn seine Kirche war im Besitz einer Reliquie, nämlich des Schnupftuches, mit welchem die heilige Magdalene ihre Jugendverirrungen beweint hatte. Jetzt that dies Tuch schon seit vielen Jahren Wunder. Augenkranke, die sich die Augen damit rieben, spürten Linderung und wurden nicht eher blind bis sie den Staar bekamen. Neben dem Tuche hing eine grosse, mit einer Spalte versehene Büchse um die Gabe der Gläubigen hinein zu schieben. Wenn diese am Sonnabend geöffnet wurde, so lieferte sie stets reichlich was in der künftigen Woche der Herr Pfarrer bedurfte und er verglich sie nicht mit Unrecht dem nie versiegenden Oelkrüglein der Witwe. Nun widerfuhr es aber dem armen Manne, daß

besagte Reliquie gestohlen wurde, vermuthlich von einem Augenkranken, der seine Genesung zu beschleunigen hoffte, wenn er die Wunderarznei immer bei sich trüge. Ausser sich vor Schrecken und Angst - denn es galt sein ganzes zeitliches Glück — kam der Pfarrer zu der Schauspielerin und klagte ihr seine Noth. Sie hörte ihn lächelnd an: „Ei nun“ sagte sie, „wenn es weiter nichts ist, diesen Verlust kann ich ersetzen. Auch ich habe mir vorgenommen, in meinen alten Tagen eine Magdalene zu werden, und dieser fromme Vorsatz wird ohne Zweifel schon jetzt auf meine Schnupftücher wirken. Hier, nehmen Sie dieses (sie übergab ihm mich) und versuchen Sie, was es zu leisten im Stande ist.“

Dankbar steckte der Pfarrer mich ein, trug mich in seine Kirche, legte mich auf den bestimmten Platz, und siehe — was ich mir selbst nie zugetraut hätte — ich heilte fast noch mehrere Kranke als meine gestohlene Vorgängerin. Die Büchse neben mir füllte sich in mancher Woche zweimal, der Ruf meiner Wunderkuren erscholl weit und breit und die Blinden kamen von fernen Orten mit Geld und Glauben. Mein Pfarrer war entzückt und schwur, mich wolle er bewahren wie

seinen Augapfel. Aber es gibt eine Gattung von Menschen, die sich auch an die Augäpfel nicht kehren, wenn sie die Lust anwandelt eine Sache zu besitzen. Wir hatten damals noch Krieg. Ein feindliches Streifkorps kam eines Abends bis in das Dörfchen in dem ich mein wohlthätiges Wesen trieb. Es wurde geplündert und auch die Kirche nicht verschont. Die ersten, die hinein drangen, bemächtigten sich der Büchse, die folgenden nahmen die silbernen Leuchter vom Altare; nach und nach verschwand jeder Kirchenschmuck. Zuletzt erschien noch ein Soldat, der sich verspätet hatte, und, da er nichts mehr fand, fluchend nach mir griff und mich mitgehen hieß.

Nur eine Nacht bewohnte ich den Tornister dieses Helden. Am andern Morgen betrachtete er mich aufmerksam und, da ich eben von meinen vielen Wundern etwas unscheinbar geworden war, so meinte er, ich sei zu nichts weiter nuß, als Scharpie aus mir zu zupfen. Nie habe ich in grösserer Gefahr geschwebt, vernichtet zu werden; denn da der Feind sehr nahe stand und jeden Tag eine Hauptschlacht zu erwarten war, so wollte der Soldat es nicht länger aufschieben, sich mit Scharpie zu versorgen. Schon legte er

sich auf den Rasen und breitete mich über seine Kniee um mich vorläufig in Stücken zu zerschneiden, als zu meinem Glücke der Zufall einen jungen Offizier vorbei führte, der mich erkannte, denn es war Eduard. Mein Zipfel, der von dem Knie des Soldaten herabhing, zeigte ihm die wohlbekannten Buchstaben schon in der Entfernung von einigen Schritten, denn seine vortrefflichen Augen hatten nie des Schnupftuches der heiligen Magdalene bedurft. Er stürzte auf mich zu und fiel dem Soldaten, der eben die Scheere hob, mit solcher Hast in den Arm, als müsse er von einem Mord ihn abhalten. Der Handel um mich war bald geschlossen und ich wanderte mit Freuden in die Tasche meines alten Freundes, der sich in diesem Augenblicke weiter nicht um mich bekümmerte, sondern mit ängstlicher Heftigkeit von dem Soldaten erforschte, wo er mich hergenommen? — Der Kerl stockte und Eduards Herz war zerrissen, denn er gerieth natürlich auf die gräßliche Vermuthung, der Soldat habe Lottchen geplündert und vielleicht gar mißhandelt. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen als er endlich erfuhr, daß nur ein Kirchenraub begangen worden, kein Raub an seiner Heiligen, den er für weit

strafbarer hielt. Aber wie war ich in die Kirche gekommen? das konnte er sich nicht enträthseln. Das geplünderte Dörfchen hatten die Truppen schon wieder verlassen und es war sehr gefährlich, in der Nähe des Feindes, noch einmal sich hinein zu wagen. Doch Eduard, keine Gefahr achtend, schwang sich auf seinen Gaul, nahm ein paar Husaren mit sich, sprengte zurück und suchte den Pfarrer, der ihm, bitterlich klagend, mit der Versicherung empfing, es sei bei ihm nichts mehr zu holen.

„Ich begehre auch nichts von Ihnen als eine genügende Antwort“ sagte Eduard indem er mich aus der Tasche zog. „Woher haben Sie dies Tuch? und wie kam es in Ihre Kirche?“

Umsonst versicherte der Pfarrer, ich sei das wunderthätige Schnupftuch der heiligen Magdalene; der Kriegsmann drohte ihm das Bekenntniß ab, daß er mich in der Stadt von einer Schauspielerin empfangen, wie ich aber in deren Besitz gerathen, wisse er nicht. Eduard ritt mit schwerem Herzen wieder fort, denn in die vom Feind besetzte Stadt zu dringen war vor der Hand unmöglich. Aber eben so unmöglich konnte er sich Lottchen als Schauspielerin denken, und zwar

als eine solche, die mich, ihr Kleinod, weggeschenkt. Vergebens wollte er sich einen Zusammenhang ergrübeln; den wahren errieth er nicht und mußte sich begnügen, mich als einen gefundenen Schatz zu besitzen. Ich ruhte nun wieder auf seinem Herzen, aber nicht wie vormals unter dem groben Kittel, sondern unter einer saubern Uniform; denn seine Tapferkeit hatte ihn zum Fähndrich erhoben, und es war dem General nicht entgangen, daß er eben so bieder als tapfer sei. Doch nun erst, in der nächsten Schlacht, wollte Eduard ihm beweisen, zu welchen Thaten mein Besitz ihm anfeure, denn mit mir hielt er sich für unverwundbar.

Der Tag der Schlacht brach an. Das Regiment, unter welchem Eduard diente, stand auf dem rechten Flügel, wo es heiß herging. Es wurde von einer Batterie des Feindes mit Kartätschen bestrichen und schmolz in einigen Stunden bis auf die Hälfte zusammen. Die meisten Offiziere lagen niedergestreckt, Eduard stand unverwundet. Die feindliche Kavallerie hieb ein. Sie wurde mit dem Bajonette zurückgetrieben, aber die Bataillonsfahne ging verloren — es entstand Verwirrung — die Batterie fuhr fort ganze

Reihen übereinander zu werfen — die Unerschrokkensten sahen nach der Flucht sich um. Da riß Eduard mich aus dem Busen, knüpfte mich an sein Sponton, hielt es hoch empor, ließ im Winde mich flattern, und schrie aus Leibeskräften: „Mir nach meine Brüder! mir nach wer seinen König liebt!“ — Ein tapferes Häuflein sammelte sich um ihn und muthig im Eilschritt ging er auf die Batterie los sie zu erstürmen. Kaum hundert Schritte war er noch von ihr entfernt, als ihre Schlünde sich noch einmal öffneten, den herandringenden Haufen lichteten, auch den muthigen Pannerführer schwer verwundet zu Boden streckten und mich selbst durchlöcherten. Aber ein alter Korporal riß das Sponton, an dem ich trauernd hing, aus der Hand des Gesunkenen, ließ keuchend mich noch einmal voran wehen und die Batterie wurde erstiegen.

Das geschah unter den Augen des Generals von Inselberg, der eben heran sprengte um Alles aufzubieten den rechten Flügel eine freiere Bewegung zu verschaffen. Er ritt selbst auf die eroberte Batterie, befahl, den in seinem Blute schwimmenden Eduard hinter die Fronte zu den Wundärzten zu tragen, knüpfte mich eigenhändig

von dem Sponton los und behielt mich zur Erinnerung an die schöne Waffenthat von der er Zeuge gewesen. Sie führte den Gewinn der Schlacht herbei.

Mehrere Wochen lang trauerte ich im Stillen um Eduard als einen Todten, bis ich eines Tages, bei einer feierlichen Parade, ihn plötzlich, zwar noch bleich, aber doch genesen, vor der Fronte erblickte, wohin mein General ihn berufen, um ihn als Lieutenant zu begrüssen und ihm das Kreuz des Verdienstordens auf die Brust zu heften. Ich meinte, er würde auch mich, als ein mit Blute bezahltes Eigenthum ihm zurückgeben; allein von mir war keine Rede: der General gedachte meiner nicht, und Eduard hatte nicht erfahren, daß ich in seinen Händen war, gern würde er mich sonst gegen das Kreuz wieder eingetauscht haben.

Der General hatte in der letzten Schlacht seinen Adjutanten verloren und wußte die Stelle nun nicht besser zu ersetzen, als durch den Lieutenant Werlau, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Nun befand sich Eduard in einer gemächlichen Lage und die Schritte auf der Bahn der Ehre wurden ihm erleichtert. Sein General war ein jovialischer, nach jedem Lebensgenuß oft

über die Gebühr strebender Mann, weshalb er auch um seine Privatgeschäfte sich wenig bekümmerte, sie gern in fremden Händen ließ, die nicht immer die treuesten Hände waren. Eduard nahm sich ihrer mit dem redlichsten Eifer an und machte sich dadurch seinem Chef immer unentbehrlicher.

Der Friede wurde geschlossen. Der General von Inselberg erhielt vom Könige, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, ein schönes Landgut an der Grenze, nebst dem Kommando des Truppenkorps, welches, um den Frieden zu sichern, dort stehen blieb. Da vor der Hand nichts zu besorgen war, so nahm er Urlaub, um einige Monate in der Residenz zuzubringen und, nach den Mühseligkeiten des Feldzuges, dort genußreiche Stunden zu verschwelgen. Er gab sich nicht einmal Mühe, zuvor sein neues Landgut in Besitz zu nehmen, sondern schickte seinen Adjutanten dahin, mit dem Auftrage, wenn er alle Förmlichkeiten und Geschäfte dort abgethan, ihm in die Residenz zu folgen.

Sobald er selbst am Hofe angelangt war, eilte er zu seiner Schwester, der Frau von Wöhrlen, die er seit vielen Jahren nicht gesehen und die ihn mit ungeheuchelter Freude empfing, ob-

gleich sie gegen seinen Lebenswandel von jeher vieles einzuwenden hatte. Hier sah er Lottchen zum Erstenmale und entbrannte, trotz seiner 45 Jahre, in lodernder Glut. Er war noch immer ein schöner Mann, von Jugend auf gewohnt, die Mädchenherzen mit Sturm zu erobern; jetzt erschien er als ein gefeierter Sieger, den der König auszeichnete, dem Jedermann den Hof machte, und, voll Selbstvertrauen, wähnte er auch an Lottchen eine leichte Eroberung zu finden. Er irrte. Als dem Bruder ihrer Wohlthäterin begegnete sie ihm nur mit einer kindlichen Ehrfurcht, die ihm unerträglich war. Freilich wurde sie bald gewahr was in ihm vorging, aber jeder zärtlichen Erklärung wich sie verständig aus und vermied mit ihm allein zu sein. Dieser ungewohnte Widerstand fachte seine Glut nur noch heftiger an. Er entschloß sich zu einer förmlichen Belagerung und hoffte nach und nach durch Aufmerksamkeiten aller Art, die in seinem Alter bisweilen an Thorheit grenzten, in das widerspenstige Herz sich einzuschleichen. Er verschwendete grosse Summen für glänzende Feste, deren Königin Lottchen war, und an Ruhetagen, wenn seine Schwester einen kleinen frohen Zirkel um

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 5

Aarau 1813

P.o.germ. 63 d-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104923-3